

geographische

revue

Zeitschrift für Literatur und
Diskussion

Jahrgang 5 · 2003 · Heft 1

Planungskultur

geographische

revue

Jahrgang 5 · 2003 · Heft 1

Editorial **5**

Diskussion

Roland Günter **7**
10 Jahre IBA – und was nun? Perspektiven für
die Region nach der IBA

Tomas Grohé **31**
Im Jahr 4 nach IBA Emscher Park – welche Impulse
wirken no(a)ch? Ein subjektiver Stimmungsbericht

Joachim Poss **35**
IBA: Neue Akzente für die Emscher-Region

Besprechungsaufsatz

Wolf-Dieter Narr **39**
„Aber, Herr Doktor, wenn einem die
Natur kommt.“

Günther Beck **49**
Wieder zu lesen: Alexander von Humboldts *Kosmos*

61 Bernd Belina
Harveys Postmodernisierung des Marxismus:
Zwischen den Stühlen

71 Wolfram Jäckel
Institutionen für die Armen. Die
Weltentwicklungsberichte 2002 und 2003

Bereichsrezensionen

77 Wolfgang Aschauer u. Petra Dassau
Institutsreihen – Überlegungen am Beispiel der
„Materialien“ des Instituts für Kulturgeographie, Stadt-
und Regionalforschung der J.W. Goethe-Universität

Einzelrezensionen

83 Stefan Krätke (Hg.): Medienstadt. Urbane Cluster und globale
Zentren der Kulturproduktion. Opladen 2002. (Markus Hesse)

85 Jan Wehrheim: Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation
und Ausgrenzung. Opladen 2002. (Ulf Strohmayer)

88 Joachim Weber: Kroatien. Regionalentwicklung und Transformations-
prozesse. Stuttgart 2002. (Wilfried Heller)

91 Günter Meyer u. Andreas Thimm (Hg.): Ethnische Konflikte in der
Dritten Welt: Ursachen und Konsequenzen. Mainz 2001. (Ulrich Mai)

95 Detlef Müller-Mahn: Fellachendörfer. Sozialgeographischer
Wandel im ländlichen Ägypten. Stuttgart 2001. (Georg Stauth)

Impressum

Herausgeber, Selbstverlag:
Geographische Revue e.V., Flensburg
Redaktion:
Wolfgang Aschauer, Günther Beck ,
Jörg Becker (verantwortlich für diese
Ausgabe)
Druck:
Rhiem Druck GmbH, 46562 Voerde
Layout und Satz:
Günter Raabe, 37079 Göttingen
Copyright:
Geographische Revue e.V.
ISSN: 1438-3039
Das Einzelheft kostet 9,00 EUR (incl.
Versandkosten), das Jahresabonnement
15,00 EUR (incl. Versandkosten).

Die geographische *revue* erscheint
zweimal im Jahr.
Redaktions- und Bestelladresse:
Dr. Jörg Becker, Institut für Geographie,
Universität Potsdam, Postfach 60 15 53,
14415 Potsdam
Die Redaktion lädt alle Interessenten zur
Mitarbeit ein. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte kann jedoch keine Gewähr
übernommen werden.
Rezensionsexemplare (bitte zwei Exem-
plare) werden erbeten an:
PD Dr. Wolfgang Aschauer,
An der Reitbahn 15 b
24937 Flensburg
Internet: www.geographische-revue.de

Editorial

Das Ruhrgebiet als größter Ballungsraum Deutschlands, als demographisches und industrielles Zentrum der Bundesrepublik war (und ist) Schauplatz eines der bisher größten Experimente städtebaulicher und regionalplanerischer Neuerung.

Die Internationale Bauausstellung (IBA) Emscher Park versuchte zwischen 1989 und 1999 unter Verzicht auf ein dominierendes, übergeordnetes Ziel, in zahlreichen einzelnen Projekten an Standorten in der gesamten Region des nördlichen Ruhrgebiets (Emscherzone) Maßnahmen der baulichen und ökologischen Aufwertung durchzuführen. Dazu gehörten etwa die Gewinnung eines regionsdurchziehenden Grünareals, die Rettung und Umnutzung von Industriedenkmalern oder die umfassende Sanierung von (ehemaligen) Arbeitersiedlungen.

Die Konzentration auf Einzelprojekte und die für manchen außenstehenden Betrachter oder Kritiker fehlende Einbindung in eine einheitliche Konzeption hat jedoch ebenso wie die Vielzahl von Kooperationen und Trägerschaften zu einem diffusen und inhomogenen Bild dieser umfangreichen und ambitionierten Innovation auf dem Gebiet der Regional- und Städtebauförderung Deutschlands geführt – ein Umstand, der eine Gesamtbewertung nicht gerade erleichtert.

Neben dem Anspruch der Verbesserung der Lebensqualität für die Bevölkerung in einer von der Industrialisierung stark in Mitleidenschaft gezogenen Region, ging es der IBA Emscher Park aber immer auch darum, neue Denk- und Planungsansätze zu vermitteln und neue Impulse für eine richtungsweisende Planungskultur zu entwickeln.

Die geographische *revue* fragt vier Jahre nach dem Ende dieses großangelegten Entwicklungsprojekts, was eigentlich aus der IBA Emscher Park geworden ist, was aus ihren Projekten, ihren Zielsetzungen, ihrem methodischem Instrumentarium? Welche Spuren hat sie im Verwaltungshandeln hinterlassen, welches Umdenken in welchen Köpfen bewirkt? Wirkt sie als Planungsmodell in der Region weiter? Was müßte, was sollte getan werden?

Ein wesentliches Anliegen der geographischen *revue* ist es, nicht nur unterschiedlichen Herangehens- und Sichtweisen innerhalb der Geographie ein Diskussionsforum zu eröffnen, sondern auch zwischen „Theorie“ und „Praxis“ einen Austauschprozess zu fördern, der über das bloße Zur-Verfügung-Stellen sog. wissenschaftlicher Erkenntnisse für die – in diesem Fall – städtebauliche und strukturpolitische Planungspraxis hinausgehen soll. Die Redaktion hat deshalb auch Vertreter aus Politik und Verwaltung dazu eingeladen, die Diskussion der Folgen und Auswirkungen der IBA Emscher Park in der geographischen *revue* mit zu führen.

Drei Beiträge versuchen auf die oben aufgeworfenen Fragen Antworten zu geben und diskutieren Resultate und mögliche Zukunftswirkungen der IBA Emscher Park. Roland Günter, Tomas Grohé und Joachim Poss setzen jeweils eigene Akzente, wenn es um die Bewertung einer Dekade voller Experimente geht. Dabei weisen die Beiträge über das re-

gionale Beispiel hinaus auf grundsätzliche Fragen, die sich an Maßnahmen der Städtebau- und Struktur-Planung stellen und denen diese sich auch stellen sollte.

Der Kultur- und Kunstgeschichtler und intime Kenner der Ruhrgebietsszenerie Roland Günter plädiert in seinem windungsreichen und viele Aspekte streifenden Aufsatz für eine „Kultur der Kommunikation“ und für eine „Arbeit im Kleinen“, die an dem Spezifischen der Region anzusetzen habe.

Tomas Grohé, heute Geschäftsstellenleiter eines Folge-Projekts der IBA Emscher Park, der „Städtereion Ruhr 2030“, war selbst als Mitarbeiter jahrelang im Bereich „Arbeiten im Park/Ökologisches Planen und Bauen/Qualifikation“ an den Projekten der IBA beteiligt. Er spürt ihren Folgewirkungen in Politik/Gesellschaft und Verwaltungshandeln nach und kommt zu einem eigentlich optimistischen Ergebnis: wenn auch inzwischen wieder „business as usual“ in den Verwaltungen zu beobachten sei, so sei doch nicht zu übersehen, dass vielerorts vor allem in Bezug auf kooperative Bestrebungen zwischen den Kommunen ein anderes Denken Einzug gehalten habe.

Joachim Poss ist finanzpolitischer Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion und vertritt den Wahlkreis Gelsenkirchen im Deutschen Bundestag. Er stellt die Internationale Bauausstellung in eine lange Reihe von Maßnahmen zur Bewältigung des Strukturwandels im nördlichen Ruhrgebiet. Seinem insgesamt positiven Resümee stellt er die Kritik gegenüber, dass es nicht gelungen sei, den durch die IBA angestoßenen Bewusstseinswandel weiter fortzuführen.

Neben der Veröffentlichung in dieser Ausgabe der geographischen *revue* werden die drei Aufsätze auch auf den neu gestalteten Seiten im Internet (www.geographische-revue.de) einem größeren Leserkreis zur Diskussion gestellt. Wir möchten hier unseren Lesern die Möglichkeit geben, zu aktuellen Fragen der Planungspolitik und Planungskultur selbst Stellung beziehen und die Beiträge unserer Autoren kritisch würdigen zu können.

Die Redaktion

Roland Günter ■

10 Jahre IBA – und was nun? Perspektiven für die Region nach der IBA

IBA Emscher Park (Internationale Bauausstellung Emscher Park) ist der Name für das ambitionierteste Unternehmen, das es jemals als Struktur-Entwicklung einer Region gab.

Der Vorgang sei kurz resümiert. Das Ruhrgebiet wurde ein Jahrhundert lang von der Montan-Industrie (Kohle und Eisen) geprägt. Die Monostruktur, die einige Zeit die Stärke der Region war, erwies sich im Struktur-Wandel als Schwäche. Sie blockierte eine Diversifizierung. Daher begann sie erst spät.

Längere Zeit wurde das Gewinn-Kapital, mit dem vorbereitend Ersatz-Industrien hätten aufgebaut werden können, nach außen abgegeben, statt in der Region für den Struktur-Wandel zur Verfügung zu stehen. Die Unternehmens-Führungen interessierten sich nicht für die Region, die gewerkschaftlichen Aufsichtsräte in der Mitbestimmung erkannten den Zusammenhang nicht.

Dann kollabierte die Region in ziemlich kurzer Zeit – in den 1960er Jahren die Kohle, in den 1980er Jahren das Eisen. Ähnlich anderen europäischen und außereuropäischen Industrie-Regionen (Lothringen, Nordfrankreich, Westbelgien) drohte nicht nur der tiefe Fall, sondern auch ein andauerndes tiefes Niveau.

Hinzu kam das Problem, dass die nördliche Emscher-Zone von den südlichen großen Hellweg-Städten (Essen, Bochum, Dortmund) wie ein Hinterhof behandelt wurden – im wahrsten Sinne zum Abladen ihres Mülls.

In dieser Lage war die IBA die Konsequenz der erfolgreichsten Städtebau-Politik in Deutschland. Sie spielte sich in den 1980er Jahren in Nordrhein-Westfalen ab, geleitet vom Städtebauminister Dr. Christoph Zöpel und seinem Abteilungs-Leiter Prof. Dr. Karl Ganser. Das Wort IBA ist wenig bezeichnend: „Internationale Bauausstellung“. Tatsächlich wurde unter diesem politikgängigen Etikett weitaus mehr betrieben, nämlich Struktur-Entwicklung.

Die eigentliche Handlung der IBA lief von 1989 bis zum Finale 1999 – im Ruhrgebiet zwischen Duisburg und Hamm. 120 Projekte sollten wie Akupunktur in der niedergegangenen Montan-Landschaft wirken, um sie im Struktur-Wandel wieder nach oben zu bringen.

Dieses Unternehmen geschah gegen den Zeit-Geist – in zwei Dekaden, in denen kaum jemand mehr an zusammenhängende Planung glauben wollte.

Am meisten ambitioniert war der Gedanke, dieser Region erneut ein Profil zu verleihen: eine Gestalt – merkbar und mit einer Faszination, die den Millionen Bewohnern eine positive Identifikation mit Perspektiven gibt. Nach außen hin sollte sie so attraktiv sein, dass das Ruhrgebiet wieder wahrnehmbar wird – mit einem veränderten Bild.

In der Tat: Das kaum Glaubliche geschah – die IBA brachte eine neue Landschaft zustande – eine Gestalt.

Das Wichtige daran war, dass sie dies nicht mit einem der fatalen Irrtümer des 20. Jahrhunderts versuchte, mit der Tabula rasa, sondern mit einem Potenzial-Denken. Sie verwendete materielle und mentale Ressourcen des alten Ruhrgebietes, um ein neues Ruhrgebiet zu schaffen.

Fragen. Einige Jahre danach stellen sich natürlich Fragen: Welche Erfolge hatte die IBA? Was geschah nach der IBA? Was wurde gelernt und was nicht? Wie gingen Landesregierung, Städte, Institutionen und Bevölkerung mit dem um, was die IBA aufbaute? Welche Potenziale und Perspektiven regte die IBA über die IBA hinaus an?

Gestalt/Charakter. Alles, was wir tun, geht, ob wir wollen oder nicht, aus einer grundsätzlichen Entscheidung hervor. Darüber geben wir uns nur selten Rechenschaft, d. h. meist reflektieren wir sie nicht.

Nehmen wir an, jeder Mensch ist eine Gestalt, wie sie ein figürlicher Bildhauer schafft, vielleicht Wilhelm Lehmbruck oder Richard Heß. Er hat einen Kern – daran setzt er ziemlich organisch Gestalt an. Er versucht, alles, was im Laufe seiner Biografie hinzu kommt, in Bezug auf diese Gestalt zu setzen. Wenn es gelingt, sagen wir im Lauf dieses Prozesses und am Ende wohl: Er hat einen Charakter.

Verwirrende Bilder. Nun gibt es allerlei, was von außen auf jeden Menschen zukommt. Das sind zunächst Mitmenschen – d. h. andere Gestalten. Erste Irritation: Die Welt schickt uns allerlei Bilder auf den Hals – in den Städten und in den Medien. Zweite Irritation: Jedes dieser Bilder übt heute Druck auf uns aus – auf die Person, auf die Gestalt. Jedes Bild ist eine Sirene: Es verführt, verlockt, verspricht Gewinn, droht mit Verlust, übt gruppendynamisch Gewalt aus. Menschen werden davon aufgedreht – beim Überleben oder in Konkurrenzen: Sie müssen oder wollen Erfolg haben.

Auf den Planer stürmt diese Fülle verwirrender Bilder ein – mit jeder Zeitschrift. Und mit vielem anderen, vor allem in den Gesprächen unter Kollegen. Vorstellungen von Mode mischen sich ein. Hinzu kommt, dass unsere vorgestellten und realen Auftraggeber ebenfalls solche Bilder im Kopf haben. So entsteht eine babylonische Verwirrung. Wir alle stecken mitten darin.

Die Leute rennen durcheinander! Da sagt einer: „Das nicht mehr!“ Und der nächste schreit: „Jetzt dies!“ Dann werden „Weltmeister“ vorgestellt – und wir sollen ihnen glauben und uns an ihnen orientieren.

Solche „Weltmeister“ des Planens sind Personen, die 80 Projekte gleichzeitig mit 500 Mitarbeitern bearbeiten lassen – ihre Fähigkeit ist zum Hereinholen von Aufträgen geschrumpft: Dies geschieht mit „name dropping“.

Die Ergebnisse sind meist fad, oft sogar fatal. Eine Publizität, die von Werbung kaum mehr unterscheidbar ist, schreibt sie glatt und hoch. Wir streiten darüber innerlich – zwischen Glauben und Zweifel. Überall ist Babylon. Das ist moderne Welt. Übrigens seit fast zwei Jahrhunderten. In den letzten Jahrzehnten wurde Babylon immer weiter ausgebreitet.

Jeder von uns lebt unausweichlich in dieser Situation. Was fängt er damit an? – Sich abwenden? Das funktioniert nicht. Sie holt uns ein. – Reinspringen? Dann sind wir schwankende Rohre im Wind. Der Erfolg ist kurzatmig. Übermorgen sind wir mit der Welle vielleicht nicht verschwunden, aber belanglos. Wir ahnen die größte Gefahr dieses Treibens: den zynischen Nihilismus. Oder – mit Bazon Brock – den „Mihilismus“.

Unterscheiden lernen. Sich zu entscheiden ist nicht einfach. Denn: Schwarz und Weiß gibt es nicht. Die zweite Situation ist zunächst durchaus wichtig: Sie kann, bei vielen Nachteilen, auch Lern-Stoff, Öffnungen, Impulse, Vergleiche bringen.

Aber dazu muß eine wichtige Fähigkeit gelernt werden – als Methode. Sie wird fast nirgendwo gelehrt. Jeder muß sie selbst entwickeln. Das Wort Kritik, meist als Ablehnung mißverstanden, heißt tatsächlich: unterscheiden können. Dies ist die wichtigste Arbeit im Umgang mit der Welt.

Gestalt-Erweiterung. Stellen wir uns nun vor, wir wollen in einer grundsätzlichen Entscheidung Gestalt entwickeln. Dann heißt unterscheiden: Wir holen uns aus dem Babylon heraus, was wir für unsere Gestalt als Erweiterung ansehen – und was diese Gestalt mit einer konsistenten Disposition aufbaut.

Es ist dasselbe wie ein uraltes Problem des Theaters. Da steht der Schauspieler vor einer Entscheidung. Wenn er jeweils total in die Vielzahl der Rollen hineinschlüpfen will, gelingt es ihm keineswegs, denn es ist überhaupt nicht möglich, jede einzelne Rolle konsistent zu füllen. Viele dieser Schauspieler sind mental ständig höchst irritiert und manche landen am Ende schizophren im Irrenhaus. Oder – und dies ist heute die Entscheidung von guten Schauspielern: Er begreift seine Gestalt mit seinem mitgebrachten persönlichen Potenzial – und spielt die Rollen, die auf ihn zukommen, als Versuche, seine Gestalt zu erweitern – mithilfe der Erfahrungen von außen.

Denke selber! Lass nicht denken!

Das Problem ist ähnlich für den Schauspieler und für den Planer.

Wer dies begreift, verliert sich nicht mehr in einer atomisierten Welt, sondern besitzt eine Orientierung. Er unterscheidet – ist also im besten Sinne kritisch – bei all dem, was auf ihn zukommt. Er greift sich heraus, was zu seiner Gestalt paßt.

Ist dies pure Egozentrik? Ist die Wahrheit überhaupt nicht bestimmbar? Keineswegs – wenn wir einige Werte für unverzichtbar und vor allem für wesentlich halten. Wir können den Kern von Kants Botschaft knapp auf den Punkt bringen. Erster Kern-Satz: Denke selber! Lass nicht denken! – von keinem Presse-Sprecher oder Regenten. Damit Denken nicht egozentrisch wird, gehört dazu Kants zweiter Satz: Füge keinem anderen zu, was du nicht selbst haben oder erleiden willst. Sinngemäß ergänzt: Andere beobachten – mit offe-

nen Antennen – und man erfährt, wie schön es ist, dass es Menschen gibt, die anregen.

Spiel-Räume nutzen. Hindert die Welt an dieser Humanität? In der Tat. Aber das Jammern hilft nicht. Je schrecklicher es zugehen mag, desto mehr sind wir herausgefordert. Auch der eingeschränkteste aussehende Auftrag hat Spiel-Räume. Das Training: am Ende doch etwas herauszubekommen, was möglichst viel Humanität besitzt und zulässt.

Der Kern der IBA: das Dorf. Dieser grundsätzliche Diskurs erklärt die wichtigste Entscheidung der IBA: die Bildung menschlicher Gestalt.

Karl Ganser kommt aus einem kleinen Dorf, hat dort sein Haus, lebt am Wochenende in diesem überschaubaren Ort und besitzt eine Sicherheit in den menschlichen Fragen, um die es in Stadtplanung und Architektur geht.

Karl Ganser ist kein Flipp-Typ, der „heute mal so, morgen mal andersrum läuft“, sondern ein Mensch, der Erfahrungen gut auswählte, sie sich zueignete, damit operierte – und also weiß, was andere Menschen im Kern brauchen.

Seine Modelle sind nicht die üblichen vagen Stadt-Ideologien von Paris und New York, die den riesigen Kranz des Elends rund um den Glitzerglanz ihres Kerns ignorieren. Sie stammen nicht aus den Zeitschriften und nicht vom Jahr-Markt der Eitelkeiten.

Er antwortet nicht auf den letzten Schrei mit dem nächsten Geschrei und fällt nicht darauf herein, dass am näch-

sten Tag andersrum geschrien wird – er durchschaut, wo unter den schillernden Seifenblasen immer dieselbe Leere herrscht.

Die IBA war kein Seifenblasen-Produkt, sondern das wichtigste substantielle Struktur-Entwicklungs-Projekt dieser Welt.

Warum? Weil es – das hätte unserem Freund Leonardo gefallen – in der direktesten Weise den konkreten Menschen in den Mittelpunkt stellte. Dieser Kern einer menschlich orientierten Person kann das Zentrum von Stadtplanung und Architektur sein.

Norbert Elias spricht von Menschen-Wissenschaft. Daraus geht hervor: Gestaltung für Menschen. Und so können Stadtplaner und Architekten sein: erstens die Bildhauer ihrer eigenen Gestalt und zweitens die hilfreichen Bildhauer der Gestalt von anderen.

Dies dirigierte in der IBA der gelernte Geograph Karl Ganser aus dem Dorf, in dem Menschen sichtbar und erlebbar sind und in denen sich auf sie bezogene Kontexte gestalt-

IBA-Planungsraum im Ruhrgebiet

1. Die 17 IBA-Städte:

Bergkamen, Bochum, Bottrop, Castrop-Rauxel, Dortmund, Duisburg, Essen, Gelsenkirchen, Gladbeck, Herne, Herten, Kamen, Lünen, Mülheim an der Ruhr, Oberhausen, Recklinghausen, Waltrop

2. Einwohner: ca. 2 Millionen

3. Gesamtfläche: 784 qkm
zwischen den Autobahnen A 42 und A 40, zwischen Rhein und A 1
(Abgrenzung nicht gemeindefreie!)

davon

Grünfläche: 45 % (357 qkm)
Gewerbe- und Industrieflächen: 11 %
Brachflächen: 8 %
Sonstige: 38 %

größte Ausdehnung: Nord-Süd 18 km
West-Ost 80 km

Internationale Bauausstellung Emscher Park 1999: Kurzinfo

haft aufbauen. IBA entstand unter solchen Impulsen. Es wurde so geplant und gebaut, dass die Menschen, die die IBA-Stätten bevölkern, in ähnlicher Sinnhaftigkeit Menschen sein können.

Das Wort Dorf ist ein Symbol. Es geht um Übersichtlichkeit – in der ich mich als Mensch wiederfinde. Die beste Wirklichkeit der großen Städte sind nicht die Skylines und nichts, was groß ist, sondern das Kiez. Das Quartier Latin. Pöselndorf. Der Römer-Platz in Frankfurt. Hier geht es ums Verlangsamten, nicht ums Verschnellern.

Menschlich ist das übersehbare Quartier – eher ein Dorf als eine Stadt, schon überhaupt nicht die verblasene Großstadt. Vergessen wir einen großen Teil der Urbanitäts-Theorien!

Zweifel? – dann sollten wir darüber genauer diskutieren. Es ist verständlich, dass es viel Diskussions-Bedarf gibt.

Nach der IBA – kritische Fragen. Nach der IBA müssen wir zunächst die IBA kritisch befragen. Ich sehe lediglich zwei kritische Punkte: Karl Ganser hätte das Angebot annehmen sollen, den KVR zu leiten. Er hätte etwas daraus gemacht. Zweitens: Ich denke darüber nach, ob er mehr hätte tun müssen, um eine Träger-Gesellschaft für den Park einzurichten.

Was sind die gelernten und die nichtgelernten Lektionen? Was geschah nach der IBA in der Region?

Zunächst ist es normal, dass es nach dem IBA-Tempo ein bißchen Verschnaufen gab. Dann müssen wir für die Analyse bedenken, dass es drei Ebenen gibt – eine informelle, eine offizielle und eine mediale.

In der informellen Ebene: Besser leben. Sehr viele Menschen leben mit dem faktisch Geschaffenen der IBA, mit den 120 Projekten, besser. Durch die IBA hat sich – in einer Zeit, in der viele Katastrophiker ständig schlechte Stimmung verbreiteten – an den Erfahrungen, Gefühlen, Verhaltens-Weisen und am Image der Region erstaunlich viel geändert. Das ist in der Region erkennbar. Und auch außen – man hört es von vielen Seiten. Das beste Zeichen dafür ist, wie viele Menschen in die Region reisen. Die Hotel-Statistiken geben nur einen Bruchteil des tatsächlichen Tourismus an.

Vorhandenes zeigen – oder Glitzer-Glanz? Vom besseren Leben berichten leider kaum Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehen. Die meisten Journalisten meinen, sie müßten sich anderswo aufhalten als in der Realität. Sie setzen auf die Seifen-Blasen, die sich seit Jahrhunderten Exotik nennen. Sie sind nicht an Kontinuierlichem, d. h. an struktureller Bildung von Kulturen interessiert.

Aber nicht alle Menschen sind so babylonisch. Sie erfahren die guten Ergebnisse der IBA vor Ort in der Lebens-Welt der Bewohner.

Lernen von der IBA. Zu den Menschen, die tagtäglich die Früchte der IBA genießen, kommen viele, die in irgendeiner Weise aus der IBA gelernt haben. Das spielt sich nicht spektakulär ab, davon erfahren wir meist wenig oder nichts.

Viele Menschen haben gelernt, über Qualität nachzudenken und qualitative Ansprü-

che zu stellen. Es geht nicht mehr jedes Projekt in banaler Struktur und Ausdrucks-Form ohne Widerspruch durch.

Aus der ganzen Welt kommen immer noch und gewiß sehr lange viele Menschen, um die IBA zu studieren. Denn die IBA ist Geschichte im besten Sinn – eine nachhaltige Herausforderung, ihre Erfahrungen zu nutzen.

Produktive IBA-Resultate. Es ist ein Wunder, wie in einer Landschaft, in der die politischen und administrativen Strukturen außerordentlich stark betoniert waren, in wenigen Jahren so vieles geschaffen werden konnte. Auch mit größter strategischer und taktischer Raffinesse. Sie zu studieren, wären ein eignes Kapitel.

Diese Kette ausgezeichneter realisierter Projekte hat kein anderes Land der Welt – darum verstehe ich überhaupt nicht, warum es so viele Stimmen gibt, die behaupten, in der Region sei nichts los.

In dieser Landschaft wurden in der tiefgreifenden Katastrophe menschliche Kerne ge-griffen und bewahrt – das ist die eine Seite der IBA.

Die IBA rettete Siedlungen, in denen man menschlich leben kann – sie haben nach wie vor mehr Qualitäten als der meiste Neubau.

Und die IBA rettete eine Kette von industriekulturellen Bauten. Sie entwickelte ihre historisch überbrachten Potenziale weit über ihre erste Nützlichkeit hinaus, die verfiel – aber sie zeigte, dass es immer mehr gibt als Monokausalität und pure Nützlichkeit. Vieles, was kurzatmig zum Untergang verurteilt ist, muß keineswegs untergehen. Denn darin steckt Mehrwert, lassen sich mehr Dimensionen entdecken und herausarbeiten.

Die zweite Seite der IBA: Sie schuf weiteres, auch ganz Neues.

Die dritte Seite: Altes und Neues stehen im Zusammenhang: Gewachsene menschliche Gestalt muß man nicht wegwerfen, sie ist eine Chance, man kann sie bewahren, sie läßt sich behutsam weiter entwickeln.

Immer wieder stellen Planer fest: Soviel Kreativität konnte man nicht auf dem leeren Tisch zustande bringen, sondern nur unter der Herausforderung des vieldimensionierten historisch Gewachsenen. Sie widersprechen damit auch der gottähnlichen arroganten Selbstüberschätzung mancher Zeitgenossen, die „den geblähten Busen für den Blasebalg der Gottheit“ halten (Friedrich Nietzsche).

Die weitestgehende Synthese: Im Landschaftspark Duisburg Nord haben sich Stadt-Qualitäten entwickelt, von denen wir zuvor nur träumen konnten: Vielschichtigkeit, Überraschung, Gefühls-Anmutungen (feelings) unserer Epoche, wie sie Kandinskij und Moholy-Nagy in ihren Bildern zeigen, im besten Sinne findet dort Piazza statt.

Christoph Zöpel hält für das Wichtigste: dass einst verbotene Orte nun Stätten des öffentlichen Lebens geworden sind.

IBA hatte mit Mode so gut wie nichts zu tun. IBA versagte sich, mit wenig Ausnahme, den sogenannten Weltmeistern. IBA setzte auf Menschlichkeit als Ausgangs-Substanz für alles weitere.

Gab es wirklich das große Loch, in das alle fielen? Nein, die Tatsachen liefen und

laufen täglich weiter. IBA hat an dieser Basis Kultur geschaffen. Die Menschen der Region können weitermachen.

Nach-IBA und die Landes-Regierung. Wie ging die obere Ebene damit um?

Zunächst hatten Christoph Zöpel und Karl Ganser ihr Ministerium so gut angelegt, dass dieses Gefüge mehrere Nachfolge-Minister aushielt. Es hält auch den derzeitigen Minister Michael Vesper aus. Bei ihm kann ich beim besten Willen bislang weder Grünes noch Lust an all dem, was IBA war und ist, sehen. Man sagt, dass er nur selten eingreift – das ist vielleicht das Beste an seiner Tätigkeit. Welche Chancen er allerdings vertut, darüber müßte man mit ihm diskutieren.

Karl Ganser gab das fulminanteste Lehr-Stück dafür, was Denkmal-Schutz heißt. Ich skizziere: Mut, sich gegen den Strom zu stellen. Dem Zeit-Geist zu widerstehen. Zugleich Ideen-Reichtum, den Mehrwert des Historischen fruchtbar zu machen.

Minister Vesper weiß nicht, was Denkmal-schutz ist. Bislang scheint er ihn nicht zu interessieren. Wenn er eingreift, dann kommt heraus, was Duisburg mit der Abriß-Entscheidung für die

verheerendes Management

Mercator-Halle erlebt. Dieser Skandal wird seinen Ruf begleiten. Während Christoph Zöpel sämtliche Minister-Entscheidungen zu Gunsten des Denkmal-Schutzes machte, hat Michael Vesper sämtliche Entscheidungen gegen ihn gemacht.

Damit sind wir beim politischen Management. Beginnen wir ganz oben. Der ehemalige Ministerpräsident Wolfgang Clement hat die IBA nie wirklich verstanden. Er dachte abstrakt – das ist die Krankheit nicht nur seiner Politik.

Ich habe ihm einmal vorgeschlagen, zur Wahl die Leistungen der Landesregierung am Beispiel IBA in einem Großflächen-Plakat darzustellen. Mit 120 Fotos und jeweils einem knappen Text. Das fand er im Augenblick nicht schlecht, aber er ließ es nicht machen.

Clements Management war verheerend. Von Karl Ganser eingestiebt, gab er der Nachfolge-Institution namens „Agentur“ eine brüchige Grundlage: Wer von den Städten wollte, konnte beitreten. Die Kommunal-Wahl veränderte die Mehrheits-Verhältnisse. Die zur Macht gekommenen Oppositionen unterschieden sich in ihrem Mangel an Qualität nicht im geringsten von ihren Vorläufern der anderen Partei. Und so wählten sie gegen die IBA-Fortsetzung.

Ein solches Projekt gibt man als Regierung vor, wenn man in der Substanz des Wortes regieren will – und läßt sie nicht von Zaunkönigen zernagen.

Im zweiten Anlauf gab Clement dann vor: So entstand die „Projekt Ruhr“ – mit erheblich weniger Spektrum als die IBA.

Die Arbeitsplatz-Diskussion. Karl Ganser hatte klug gesehen, dass die Arbeitsplatz-Frage nicht dirigiert werden kann. Die täglichen Arbeitsplatz-Diskussionen in den Medien sind Illusionen und Gebets-Mühlen – niemand kann halten, was er verspricht, weil Arbeits-Plätze ganz anders gemacht werden. Daher ging Karl Ganser einen Umweg. Er sagte: Wir müssen Terrains so herrichten, dass man – er war vorsichtig – eine Hoffnung

auf weitere Entwicklung haben kann. Dafür gibt es aber keine Garantie.

Hingegen meinte Clement, er könne das direkt anfassen. Eigentlich hätte er nach Jahrzehnten so schlau sein müssen wie Karl Ganser.

Die Projekt Ruhr ist im wesentlichen ein vernünftiges Unternehmen. Obwohl es ziemlich weit entfernt ist von der substantiellen Dichte und auch von der Ausstrahlung der IBA. Das liegt eher an den Personen. Immerhin können wir zufrieden sein, auch wenn jetzt an der Projekt Ruhr herumgemäkelt wird. Wie üblich, erfahren wir bei dieser Mäkelei kaum eine Begründung – das hat die gängig-bequeme Art der Diskussion und ihre mediale Vermittlung an sich. Allerdings macht die Projekt Ruhr sich ebenfalls nicht gerade so durchsichtig, dass vernünftige Menschen einen Diskurs führen können.

Mangel an Gestaltungs-Vorstellung. Die politische Führung machte darüber hinaus jedoch gravierende Fehler und war verheerend schwach. Sie arbeitet (wenn überhaupt) weitgehend nur im Bereich der Begriffe, die wir in der Presse auf den ersten beiden Seiten lesen. Darin spielen sich ihre Wahl-Wettkämpfe ab – aber nicht auf der Ebene konkreter Probleme und Leistungen. Daher wurde die IBA von der Presse schon während der IBA-Dekade wenig wahrgenommen. Das war für die IBA zunächst ein Vorteil, denn dadurch wurde sie nicht in die Wahl-Wettkämpfe hineingezogen und darin zerrieben, sondern konnte ruhig und erstaunlich ungestört an der Sache arbeiten.

Aber nach der IBA verhielten sich die Politik und die Verwaltungen (mit wenigen Ausnahmen), als sei nichts geschehen oder das Fest vorbei und nun nichts mehr zu tun. Kaum etwas kann ihren strukturellen Mangel an Gestaltungs-Vorstellung so deutlich zeigen wie dieser Umgang mit der IBA.

Karl Ganser hatte dies gegen Ende der IBA vorausgesehen – und war später tief enttäuscht. In der Tat ist es unfassbar, wie eine inhaltsleere Funktions-Elite mit einem so einzigartigen Prozeß umging.

Eingefädelt Projekte. In der ihm eigentümlichen Voraussicht hatte Karl Ganser Fäden gelegt, die so etwas wie eine Weiterfahrt ermöglichen könnten.

In der Region kann ein Nationalpark völlig anderen Typs entstehen: mit mehreren Bereichen. Es war eine typische Idee des Geographen – und eine denkerische Konsequenz der IBA: Planung sollte über die groben Raster der Zunft hinaus zu komplexer Subtilität entwickelt werden. Karl Ganser dachte an Behutsamkeit in jeder Hinsicht – als Schutz für Gewachsenes und zugleich aber auch als Schutz für gut konzipierte Entwicklung.

Dafür gab es in Verwaltung und Politik auf keiner Ebene auch nur die geringste Resonanz. Und die Arbeits-Gruppe, die die Idee weiter transportieren sollte, gab die Arbeit auf, als dafür keine Förderung kam, statt die Idee wie eine Bürgerinitiative in bester Ruhrgebiets-Tradition zu verfolgen.

Das zweite eingefädelt Projekt war erfolgreich: Zeche Zollverein in Essen-Katernberg wurde in die Liste des Welt-Kultur-Erbes aufgenommen. Ob dies vordergründig lediglich für eine Event-Kultur genutzt wird, muß sich zeigen.

Karl Ganser fädelt auch ein, dass aus dem Bespielen der IBA-Stätten ein Festival ent-

stand: die Triennale Ruhr. Dafür gewann er als Leiter den Intendanten der Salzburger Festspiele, Gerard Mortier.

Allerdings besteht die Gefahr, dass beide Ereignisse, so vortrefflich sie in der Sache selbst sind, als Alibi missbraucht werden: für all die, die vergessen, dass die Region eine Fläche ist und darin eine differenzierte und kleinteilige Kultur entwickelt hat.

Die Triennale, grundsätzlich eine brillante Idee, machte in der ersten Runde einige gravierende Fehler. Einige Orte und Stücke paßten nicht zueinander. Schlechte Werbung. Industriekulturelle Stätten wurden teuer auf Konzert-Saal-Niveau umgebaut, ohne dieses Niveau aus den Bauten heraus erreichen zu können, – statt adäquate Stücke in die geeigneten Bauten zu bringen.

Die Schwierigkeiten des Emscher Parks. Die Kern-Idee der IBA war der Park. Er hat nimmt eine historische Vorgabe auf – fünf Finger Grün-Schneisen – und verbindet sie zu einer Hand-Fläche – entlang der Emscher.

Grotesk: Dieser Park hat bis heute keinen Träger.

Größter Grund-Besitzer ist der Kommunalverband Ruhr (KVR). Er leistete in der IBA-Zeit und darüber hinaus viel gute Arbeit. Aber seine Führung torkelt konzeptlos – sowohl die Chefs wie die KVR-Versammlung. Der KVR hätte sagen müssen: Wir tragen den Park. Das war seine riesige Chance – für die Sache und für das umstrittene KVR-Profil. Aber kleinkariert murmelten die Chefs: Wenn wir das Geld nicht dafür haben, wollen wir den Park nicht. Das war unpolitisch. Denn ein KVR, der nach dem Park gegriffen hätte, konnte sich das Geld dafür erkämpfen.

So hängt der Park heute an zwei guten Menschen. Der eine heißt Michael Schwarze-Rodrian. Er arbeitet in der Projekt Ruhr. Dort müht er sich geradezu heroisch, die vielen Gemeinden auf das gemeinsame und zugleich regionale Ziel einzuschwören. Michael Schwarze-Rodrian hält mit großer Energie und geschickt die Kommunen zusammen und moderiert eine gemeinsame Planung. Dies steht auf fragilem Boden – es ersetzt keine institutionelle Trägerschaft.

Der zweite gute Mensch ist Bärbel Höhn. Die Ökologie-Ministerin sprang ein, wo ihr Städtebau-Kollege Vesper schlicht versagte. Bärbel Höhn gibt, betreut von einem ihrer klugen Leute namens Thomas Neiss, an einigen wichtigen Bereichen 50 Prozent Zuschüsse für die Park-Pflege – vernünftigerweise zu klugen Bedingungen.

Verschenkte Geschenke ? Befragen wir die Städte.

Duisburg ließ sich die Gestaltung des Alsumer Bergs schenken – und läßt ihn verwildern. Unfaßbar: Was im Duisburger Süden normaler Standard an Reinigung ist, gilt für den Norden erheblich geringer – und für ein Geschenk der IBA so gut wie gar nicht. Da werden einfach die normalen Hausaufgaben nicht gemacht.

In Oberhausen begriff der vitale Oberbürgermeister Burkhard Drescher, welche Geschenke die IBA der Stadt in armer Zeit machte. Die Olga (Gelände der Landesgartenschau) ist nun der Park für Eisenheim. Das Technologie- und Umwelt-Zentrum (TZU) hat sich als vital erwiesen. Ebenso Haus Ripshorst, das Domizil vieler Umwelt-Verbände. Der

Gasometer wird als eine der verrücktesten Ausstellungs-Hallen der Welt attraktiv verwaltet.

Die meisten IBA-Städte haben nichts, aber auch nicht das geringste begriffen. Voran Gelsenkirchen. Unfassbar, dass diese arme Maus mit dem Kapital nicht das Geringste anfangen konnte, IBA-Hauptstadt und jetzt Kapitale der Triennale zu sein.

Essen begriff und begreift selbst das Weltkultur-Erbe Zeche Zollverein nicht. Es steht mit seiner ignoranten Arroganz seit jeher abseits. Ebenso seine Konkurrenten Bochum und Dortmund.

Was tun die Beschenkten, die das Geschenk nicht verstanden? Sie beschimpfen die IBA, sie habe ihnen Geschöpfe in die Welt gesetzt und ihnen nun das Versorgen überlassen. Aber wann hätten sie sonst jemals erhalten, was sie von der IBA bekamen? Sie merken nicht, wie sie sich intellektuell diskreditieren. Und als politische Faulpelze vorstellen.

IBA im Kleinen

Kleine IBAs: Die Regionalen. Das Beste geschieht oft kaum bemerkt. Aus der IBA leitete das Städtebau-Ministerium die Idee der Regionalen ab.

Ihr Konzept ist zugleich ein Lock-Angebot an einzelne Regionen, eine Anzahl Geschenke, die man sonst nie bekäme, und ein Zwang zur Qualität. Das leitende Prinzip: Einzelne Regionen entwickeln im Wettbewerb und dann nach dem Zuschlag aus ihren Ressourcen heraus ihr selbstgewähltes Profil. Jede Regionale plant und realisiert in einem Zeit-Raum von sechs Jahren. Sie hat eine vom Land eingesetzte Moderation.

Es gab eine Regionale in Ostwestfalen-Lippe. Zur Zeit laufen die Euroga rund um Düsseldorf, die Regionale Links und Rechts der Ems im Münsterland und die Regionale im Bergischen Städtedreieck Wuppertal, Solingen und Remscheid.

Das ist jeweils eine IBA im Kleinen. Dass sie sich schwer tun, liegt in der Sache – aber die Regionen müssen nun einmal lernen. Die Ergebnisse verbessern die Infrastruktur und die Profile der Regionen.

Die veröffentlichte Meinung. Das eine sind die objektiven Resultate, das andere die Weisen, wie sie wahrgenommen werden und wie die Medien damit umgehen.

Was im Rahmen der absurden Ausstellung RheinRuhrCity in Düsseldorf über die Industrie-Kultur gesagt wurde, ist in erheblichem Umfang schlicht falsch und macht wenig Sinn. Die bloße Kritik, ohne Mitdenken und nicht nach vorn orientiert, hilft niemandem.

Vorhandenes wird nicht wahrgenommen – es ist ja schon da. Die Zukunft wird mit inhaltsleeren Sätzen beschworen. Eine neurotische Sucht nach global wirksamer Neuigkeit fokussiert sich auf den Fetisch Metrorapid, der unter vielen Aspekten wenig durchdacht ist.

Wer kann schon wirkliche Neuigkeiten liefern? – ehrlich und selbstkritisch ist kaum jemand. In die Luft geworfen werden schillernde Nichtigkeiten. Gerade gut für einen Zeitungs-Artikel. Und dann ?

In der Presse gibt es die Neigung, alle Augenblicke „eine neue Sau durchs Dorf zu treiben“. Nur selten hat ein Journalist auch nur die geringste Neugier. Schlechtreden ist

einfach und inzwischen Mode.

Die Katastrophiker und Kassandras aller Länder vereinen sich an manchen Tagen zum Chor-Gesang. Das meiste ist vage, hat kaum oder keinerlei Begründung, hält Nachfragen nicht stand. Natürlich fallen manche Leute darauf rein – und versuchen dann gruppendynamisch Druck auszuüben.

Karl Ganser sagte mir einmal, er läse überhaupt keine Zeitungen mehr.

Gibt es nichts Positives? Man muß weder lobhudeln noch beweihräuchern: Es gäbe für die Presse sehr viel Gutes zu berichten. Aber das Volk erfährt wenig davon.

Behauptung und Ideologie. Meist wird nicht nur das Ruhrgebiet schlecht geredet, sondern gleich ganz Nordrhein-Westfalen. Und wenn dann vom Vorsprung von Bayern und Baden-Württemberg gesprochen wird, ist allerdings klar, dass keine Wissenschaft, sondern Ideologie am Werk ist.

Die Wirtschafts-Daten, die angeführt werden, sind selten in ihrer Komplexität offengelegt – so lange dürfen wir an pure Behauptung denken. Oder sie sind aus methodischen Gründen fragwürdig, vor allem weil sich nirgendwo soviel Ideologie tummelt wie in der Wirtschaft, im Reden über Wirtschaft und in der Wirtschafts-Presse. Wenn wir die häufig angeführten Wirtschafts-Indikatoren auch nur ein wenig befragen, stellt sich heraus, dass es keinen Sinn macht, ein so komplexes Land an ihnen zu messen.

Ein Beispiel dafür liefert Paul Nolte in der Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung (26. 1. 2003). Er schreibt, die West-Ost-Hochgeschwindigkeits-Verbindung in Europa würde über Saarbrücken und Frankfurt geführt. Gegenfrage: Gibt es den seit Jahren bestehenden Thalys-Zug von Paris nach Köln doch nicht? – Nolte: Frankfurt und Amsterdam saugen Fluggäste ab. – Gegenfrage: Selbst wenn – na und ? – Nolte: BMW ging nach Leipzig statt nach Dortmund. – Gegenfrage: Man weiß doch, warum. Außerdem ist das Argument unsozial – jetzt braucht Leipzig so etwas eher als Dortmund. Und jedermann könnte wissen, dass ohne die Einheit Deutschlands natürlich mehr Kapital-Strom nach NRW geflossen wäre. – Nolte: Die Urbanisierung fehlt. – Gegenfrage: Denkt der Professor für Neuere Geschichte an der Universität Bremen vom Stichwort Urbanisierung nicht über die Wort-Hülse hinaus? – Nolte leitet ab: Aus der fehlenden Urbanisierung geht das Problem des Einzelhandels hervor. – Gegenfrage: Genauer hinschauen! – das gehört zur Wissenschaft: Der Einzelhandel hat aus ganz anderen Gründen Probleme – und dies überall.

Wenn derartige Behauptungen Kriterien für das Wohl und Wehe eines Landes und für seine Zukunft wären, dann könnte der größte Teil von Deutschland sich schlicht in Luft auflösen. Weithin wären Bayern und das viel gepriesene Baden-Württemberg sowie alle flächigen Bundesländer, vor allem die ärmeren, menschenleer und ein Urwald.

Paul Nolte versteigt sich zu einer Behauptung: Im Ruhrgebiet wird „Konservierung und Musealisierung“ betrieben. – Da tummelt sich nun wirklich die blanke Abwesenheit jeglichen genauen Erkenntnis-Vermögens. – Nicht nur Nolte, sondern manche andere behaupten schließlich, hier würde die Kultur die Wirtschaft ersetzen.

Das ist das Vorurteil des Entweder-oder – ohne einen Gedanken an Und-und sowie an

subtile Zusammenhänge einer Gesellschaft in einer Metropole.

Über die Regionalen berichtet die selbsternannte Oberklasse der Presse so gut wie überhaupt nicht.

Tatsache ist, dass Nordrhein-Westfalen – und darin das Ruhrgebiet – ein Land ist, dessen Entwicklung, Vernünftigkeit, Infrastrukturen und Vielfältigkeit sich der größte Teil der Welt nur wünschen könnte. In keiner deutschen Region gibt es so viel Bewegung wie im Rhein-Ruhr-Gebiet.

Priorität. In vieler veröffentlichter Meinung wird der absolute Vorrang der Ökonomie propagiert – seit zwei Jahrzehnten sogar eng beschränkt auf den Neo-Liberalismus.

Dass Wirtschaft eine wichtige Dimension ist, ist unbestreitbar. Aber sie ist weder Anfang noch Ziel dieser Welt, sondern nur ein Mittel.

Eine vernünftige Stadt-Landschaft muß anderen Werten den Vorrang geben. Diese Werte stammen im wesentlichen aus einer *komplexen* Lebens-Welt – mit dem komplexen *Menschen* als Mittelpunkt. In einer komplexen Lebens-Welt kann sich die Wirtschaft einbetten.

Die IBA hat diesen Paradigmen-Wechsel ausgezeichnet vorgeführt.

Stärken der Region. Ein geographischer Blick sieht sie nach wie vor in der Lage-Gunst und im topografischen Potenzial. Darin gibt es den faszinierenden Rhein, den stärkstbefahrenen und lebendigsten Fluß Mitteleuropas – seine wirkliche Achse. Wir können ihn wieder mehr ins Licht stellen. Seit jeher und in aller Zukunft verbindet der Rhein in Nord-Süd-Richtung die Landschaften des Ober- und Mittelrheins mit den Niederlanden. Ziemlich blind ist, wer dafür noch nicht viel Bewußtsein entwickelt hat – auch darin steckt ein Potenzial, das wir mobilisieren können.

Anschaulich und spannend ist auch die Ruhr, die sich ins Gebirge einschneidet. Und in der Ebene die Lippe. Hinzu kommt ein Netz von Kanälen. Diese Gewässer sind sowohl nützlich wie mit Mehrwert attraktiv und ein Potenzial für Entwicklung.

In Quer-Richtung haben wir in 20 km Ausdehnung eine enorme Band-Breite an unterschiedlichen Situationen.

Vertiefte Geschichts-Theorie. Es ist unverständlich, warum jemand etwas gegen Geschichte haben kann – und warum er ihre Abschaffung, d. h. Zerstörung fordert? Es hängt doch fast alles in der einen oder anderen Weise an der Geschichte.

Aber um Geschichte zu begreifen, brauchen wir eine vertiefte Geschichts-Theorie: Geschichte ist unsere ständige Ressource; und es gibt den engsten Zusammenhang von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wir alle sind tief in Geschichte – jeder von uns. Denn jede einzelne Person bringt in jedem Augenblick Geschichte mit sich: als ein Potenzial an biografischer Erfahrung – d. h. er lebt heute und morgen wesentlich aus seiner Geschichte. Und in der Person steckt stets ein Teil des Reichtums einer umfassenden Geschichte.

Bazon Brock: „Vergangenheit ist gegenwärtig wirksam.“ „Um die Erinnerung zu sichern, ist es sinnvoll, sie möglichst vielen mitzuteilen, die sie weitertragen können. Man

überträgt seine Erinnerung in die Erinnerung anderer. Diese Übertragung ist die Basis aller Beziehungen zwischen Menschen und besonders wichtig für die Beziehungen zwischen den Generationen.“ „Die Vergangenheiten sind ehemalige Gegenwarten, in denen man sich auf die Zukunft bezogen hat, während die jeweiligen Gegenwarten zukünftige Vergangenheiten sind.“¹

Historiker der französischen Mental-Geschichte können uns methodologisch die langen Fäden (*longue durée*) in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft begründen.

Was soll da die Verachtung der Geschichte, die Killer-Phrasen, die von Zukunft tönen, dabei alles auslöschen möchten und über dem leeren Tisch Blasen in die Luft werfen, die an Banalität nicht zu übertreffen sind? So geschehen in der Düsseldorfer Ausstellung RheinRuhrCity, ihren Fest-Reden und ihren medialen Lausprechern.

Die Region könnte das Bestehende so gut es eben geht zeigen! Sie muß sich nicht einreden lassen, dass das Nichts ist.

Ihre langen Fäden weben auch in der Zukunft dieser Landschaft weiter.

Hinzu kommt, dass Geschichte die Chance ist, am „Anderssein des anderen“ (Adorno) zu lernen. Dies ist ein wichtiger Aspekt für den Umgang mit Bau-Denkmalern, die der Zeit-Geist nur teilweise besetzen darf, wenn sie als eine Herausforderung und Erweiterung des eigenen Horizontes wirksam werden sollen.

Industrie-Kultur. Es gibt mitten im Mediokren, das wir kennen, und in der Suburbanisierung, die hier genauso banal ist wie anderswo, viele versteckte und offene Qualitäten.

Wer weiß, wo sie zu finden sind? Weithin fehlt die Kommunikation darüber. Die Region hat einen Fundus, um den sie ein großer Teil der Welt beneiden würde. Wozu führt das tägliche Training im Wehklagen? Versuchen wir, das Terrain abzuleuchten. Hier gibt es eine ganze Menge Paradies.

Die Region hat Siedlungen wie kein anderes Land der Welt. Allein 40 in Duisburg. Sie wurden in dramatischen Kämpfen gerettet. Aber die Obrigkeiten und viele Menschen begreifen immer noch fast nichts davon – und gehen deshalb städtebaulich sehr schlecht damit um.

Die industriekulturelle Vergangenheit ist besser, strukturierter, intelligenter aufgearbeitet als irgendwo anders in Europa. Sie ist geradezu – wie Marketing-Leute sagen – ein Alleinstellungs-Merkmal auf dem Kontinent. Aber da gibt es unentwegt Leute, die so tun, als sei das nichts.

Was ist Industrie-Kultur? Sie ist in dieser Landschaft ein gigantisches gestaltetes materielles und mentales Gewebe. Sie ist eine Struktur der Lebens-Welt dieser Region. Sie ist auch ein wichtiger Teil der Bildung. Aus der Alltags-Erfahrung hervorgehend, war und ist sie eine ständige Herausforderung zur Reflexion. Seit ihrer Entdeckung ist Industrie-Kultur komplex und daher im wissenschaftsmethodischen Bereich interdisziplinär angelegt.

Die Region kann stolz sein auf die Tätigkeit früher Denkmal-Schützer, die vor allen anderen auf dem Kontinent begriffen, dass die Industrie-Epoche ein grandioses Erbe hat.

Der erfolgreichste Denkmal-Schützer der 1970er Jahre, Helmut Bönninghausen, hatte die geniale Idee, an der Schnittstelle von Denkmal-Schutz und Museum das dezentrale Westfälische Industriemuseum zu entwickeln. Ihm folgte das ähnliche Rheinische Industriemuseum. Hinzu kamen die industriekulturellen Objekte der IBA. Wo sonst ist die Epoche der Industrialisierung sogar und gerade im Struktur-Wandel so gut greifbar gemacht wie hier! Zudem bietet sie neue Stätten des sozialkulturellen Lebens und neue Dimensionen der Urbanität – bis hin zum Festival der Triennale.

Aber wenn man sich nur an den ideologischen Urbanisierungs-Klischees von Paris und New York orientiert, und dies ohne Analyse, dann ist das natürlich alles nichts, was wir in der Region besitzen. Der Kritik fehlt es oft schlicht an intelligenter genauer Untersuchung.

Karl Ganser, der IBA-Dirigent, durchschaute den Zusammenhang von Gestern und Morgen: Ohne die Kenntnis des eigenen Kontextes, die durch Erhaltung von Dokumenten unterschiedlicher Art hergestellt wird, schweben die Menschen über dem Bodenlosen und in einem nihilistischen Zustand – das wirkt sich psychisch und gesellschaftlich verheerend aus. Daher standen in der IBA in engem Zusammenhang: Denkmalschutz und neue Gestaltung.

So ist es methodisch falsch, wenn jetzt viele Leute die Industrie-Kultur, die seit dem Ende der 1960er Jahre im Ruhrgebiet entdeckt, untersucht, verarbeitet, ausgestellt, denkmalpflegerisch gerettet und gestaltet wurde, zu einer rasch vergänglichen Mode deklarieren. Auch der zuständige Städtebau-Minister Michael Vesper gehört zu diesen Leuten. Das ist absurd für Grün, denn am Beginn der grünen Orientierung stand auch die Industrie-Kultur.

Die IBA war gerade beendet, da sagten viele Leute der Region erneut, hier gäbe es nichts, daher müsse etwas Neues her – unfassbar, nach so viel Neuigkeit wie in der IBA!

Parallel zur Industrie-Kultur sind in der Region weithin auch andere Fäden aufgearbeitet worden – so viele wie in kaum einer anderen Landschaft.

Nirgendwo gibt es eine so umfangreiche Bücher-Liste und einen so engagierten Regional-Verlag (Klartext in Essen). Dies zeigt, wie viele Menschen die Kraft des Untersuchens, Forschens, Reflektierens und Darstellens haben.

Die IBA hat „der Region endlich eine eigene Vergangenheit verschafft“ (Walter Siebel). Sich ihrer zu erinnern lohnt sich – sie ist „wichtig für eine Gegend, die sich 150 Jahre lang immer nur über Modernität definiert und Vergangenheit deshalb für etwas Veraltetes gehalten hatte, das sofort zu beseitigen sei, um Platz für Neues zu schaffen“ (Manfred Sack). Der Umgang mit der Industrie-Kultur ist die gerade erst aufbrechende Selbsterkenntnis unserer eigenen Epoche – ein unumgängliches Lern-Feld, wenn wir uns nicht mit einem Punkt-Denken nahezu blind halten wollen.

Industrie-Natur. Die IBA hat Blick-Wechsel entwickelt: auf die Natur als „Industrie-Natur“ zu schauen, auf die künstlichen Hügel als „gebaute Landschaften“ und auf die Industrie als „Industrie-Kultur“.

Daher wurden hier mehr als in anderen Bereichen spannende Erfahrungen gemacht: Widersprüche, Paradoxien, Gegensätze. Darin spielen Konflikte eine Rolle, für die es oft noch keine oder häufig nur wenig ausgeprägte Selektions-Muster gibt. Dies trainiert in hohem Maße eigenes Urteil und Verantwortung.

Daher lassen sich in diesem Gemenge viele Menschen eher auf Fremdes ein, sind toleranter und produktiv offener, haben auch weniger Neigung zur Abwehr durch Gewalt.

Land-Marken. Karl Ganser, Christoph Brockhaus und eine Anzahl Künstler haben dem diffus bebauten Emscher-Tal eine prägende Idee geschaffen, die es zumindest in den Köpfen von verständigen Menschen strukturiert – als eine neue Gestalt des Tales: Die Kette der Land-Marken. Eingebettet in den Park, mit West-Pol und Ost-Pol, ist ein einzigartiges intellektuell-künstlerisches Bild entstanden, das die Emscher-Region neu verstehen läßt.

Museums-Reform. Was die Ludwig-Galerie in Oberhausen mit Peter Pachnicke und Bernhard Mensch dazu getan hat, ist ein Stück Museums-Reform: Sie geht aus dem Bunker heraus und fühlt sich verantwortlich für eine wichtige Dimension ihres Landstrichs.

Das Lehmbruck-Museum greift aus: Sowohl mit den Land-Marken wie quer durch die Stadt. Großartig: Der Park der Erinnerung – nun entfaltet er sich.

Darin steckt eine Zukunfts-Perspektive: Diese Museums-Reform kann weitergehen – sich ausbreiten. Überall sollen Museen Dienste leisten: für die ganze Stadt.

Theater-Reform. In ähnlicher Weise hat das Theater Oberhausen – angeführt vom Intendanten Klaus Weise und dem Regisseur Ulrich Greb – eine Theater-Reform begonnen. Es wird wirklich Stadt-Theater, indem es spannende Bereiche bespielt: den Gasometer, die Halde in Oberhausen/Bottrop mit einem IBA-Theater, das Wasserwerk Dinslaken und ein Kaufhaus in Duisburg.

Dies signalisiert zugleich Entwicklung. Johannes Lepper und Ulrich Greb, die neuen Intendanten von Duisburg und Moers, wollen daran weiter arbeiten.

Die IBA hatte den Stein ins Wasser geworfen: das Bespielen von spannenden industrie-kulturellen Stätten. Karl Ganser holte Gerard Mortier – und damit die Triennale. Man mag daran einiges zu Recht kritisieren, aber die Grund-Idee ist richtig. Wir hoffen, dass sie sich entfaltet. Die Triennale soll verknüpfen – ohne zu zentralisieren.

Mit Roberto Ciulli in Mülheim hat die Region ein radikales und extremes Welt-Theater.

Welt-Rang. Die Dichte interessanter Stand-Orte, unter vielen Aspekten, sucht ihresgleichen. Wo in aller Welt gibt es so viel wie in der netzartigen „dezentralen Metropole RheinRuhr“?

Es ist absurd zu sagen, dies habe keinen Welt-Rang. Dem kann man entgegenhalten: Die Metropolitan Opera in New York ist völlig überschätzt, denn sie liefert entgegen dem Geist der Oper Steh-Theater – mit schlechten Inszenierungen. Und wenn es dort mal eine gute Inszenierung gibt – woher stammt sie? Vom Rhein – von dort wurde gerade Christoph Loy ausgeliehen.

Weit besser als die Met in New York und auch die Mailänder Scala, über deren schlechte Inszenierungen sich schon Verdi heftig ärgerte, sind das Musiktheater im Revier in Gelsenkirchen, die Aalto-Oper in Essen und die Deutsche Oper am Rhein – sie machen das, was die Oper verlangt: Theater. Und oft mit Welt-Klasse.

Die Region kann darum bitten, das Theater nicht nach der Werbe-Marke des name dropping, sondern nach seinen tatsächlichen Leistungen zu beurteilen.

Größte Metropole Europas. In dieser Region wurden beispiellos mehrfach Städte zerstört, im 30jährigen Krieg, um 1900, 1944, in den 1950/1960er Jahren. Aber es wurde auch in beispielloser Weise geplant und gebaut. Einen Städtebau- und Bauminister wie Christoph Zöpel, im Verbund mit Karl Ganser, hat es nirgendwo mit solcher Qualität gegeben.

Vergangenheit–? Nein, wir stecken heute in all dem mitten drin, was hier in 20 Jahren getan wurde. RheinRuhr ist objektiv die größte und lebendigste Metropole des Kontinents.

Das Problem ist subjektiv: Es gibt viele Leute, die nicht wahrnehmen, was objektiv vorhanden ist.

Die Verwechslung von Mittel und Inhalt. Häufig hören wir, dass wir im Zeit-Alter der Kommunikation leben. Wir reden unablässig von Kommunikation – aber in Wirklichkeit kann man sich unter Analphabeten fühlen, sowohl visuell wie im Text. Die RheinRuhr-Städte sind schwach in ihrer Kommunikation.

Zwar besitzen wir Instrumente wie nie zuvor, aber das Mittel selbst ist noch nicht die Kommunikation. Zwar gibt es in einigen Schienen einen gigantischen Transport von Daten – aber mit Kommunikation hat das wenig zu tun.

Da wird nahezu alles ausgelassen, was gelungen ist. Die Stadt Marl wirbt nicht damit, dass sie eine einzigartige Skulpturen-Stadt ist. Mülheim wirbt nicht mit dem einzigartigen Regisseur Roberto Ciulli. Duisburg wirbt nur mit Allerwelt-Sprüchen. Und so geht es weiter. Wer wirbt mit der IBA? Mit den Land-Marken? Mit der Industrie-Kultur? Wer wirbt mit der Vernünftigkeit dieses Landes? Mit den gelungenen Infrastrukturen? Angesichts ausgezeichneter Objekte und Bereiche kann man oft fragen: Wer weiß denn das? Wie erfahre ich das?

Für die Ressourcen, die wir haben, müssen wir etwas schaffen, was viel zu wenig entwickelt ist: Kommunikation.

Beispiel Duisburg-Hamborn. Ein Beispiel kann das Problem der Kommunikation deutlich machen.

Im Auftrag von Dr. Roters, damals Abteilungs-Leiter im Städtebau-Ministerium, mußte ich vor zwei Jahren eine Woche lang den weltberühmten Fotografen Duane Michels begleiten – in Duisburg-Hamborn. Da kamen mir allerlei Vorurteile entgegen. Aber dann stellte ich etwas ganz anderes fest: Wenn ich den Blick verändere, ist dieser verrufene, scheinbar gottverdammte Bereich sehr viel anders, als man ihn gewöhnlich schlecht redet.

Erstens: Da gibt es interessante gewachsene Ressourcen. Milieu. Ist das nichts? – angesichts des vielen Auswaschens von Atmosphären, wo an die Stelle der Schönheit die

pure Sauberkeit getreten ist. Millionen Touristen suchen Milieu – komischerweise jedoch immer dort, wo sie selten, nicht leicht, sondern teuer hinkommen.

Ich finde das beste Istanbuler Café. Es gibt einen türkischen Mittelstand mit Wohnungen von erlesenem Geschmack.

Zweitens: In diesem Bereich hat das ministeriale Projekt „benachteiligter Stadtteil“ Spannenderes geschaffen als es der gutbelesene Duisburger oder Mülheimer Süden bieten.

Hier muß ja nicht jeder wohnen, aber es könnte so etwas wie ein Studenten-Viertel der Universität entstehen – mit Leuten, die Milieu schätzen.

Die Sozialarbeiterin zeigt mir ein großes Bündel von kleinen Maßnahmen. Ich fragte immerzu: Aber wer weiß das denn außer Ihnen? – und jetzt mir? – Es stand in der Zeitung. – Aber die Zeitung ist am Dienstag im Papier-Korb – und wir sind allemal eher aufs Vergessen gepolt als aufs Gedächtnis.

Ich erkenne, was nicht zu sehen ist: Nirgendwo gibt es auch nur eine Tafel, die den spannenden Prozeß dieser Stadtentwicklungs-Maßnahme erzählt. So ist mangels Kommunikation außerordentlich vieles der Ahnungslosigkeit preisgegeben. Und hier auch noch den Vorurteilen.

Vorzeigen. Nachdenken über eine Zukunfts-Aufgabe: nicht nur die Maßnahmen für Städtebau, Architektur und Soziales finanzieren, sondern sie auch vorzeigen. In mehr als einem Zeitungs-Artikel. Jede Maßnahme braucht auch den Gedanken der Kommunikation und dann eine Summe dafür.

Gelungene Beispiele für Kommunikation: Eisenheim ist der besterzählte Wohn-Bereich der Welt, mit 70 Tafeln. Der Landschaftspark Duisburg Nord erzählt – allerdings noch zu spezialistisch. Die Route der Industriekultur erklärt hervorragend.

Hausaufgabe für den Minister – eine Chance, sich zu qualifizieren: Jedes Bau-Denkmal und viele interessante weitere Orte sollen sinnhafterweise von den öffentlichen Zuschuß-Gebern die Auflage erhalten, das Objekt auf einer Text-Tafel zu erzählen. Natürlich darf ein Text nicht technokratisch sein, sonst versteht ihn niemand – außer ein paar Zunft-Genossen. Er soll lebendig und spannend sein.

Was man nicht weiß, gibt es in den Köpfen der Menschen nicht. Daher haben wir sehr viel Kommunikation nötig – aber eine überlegte Kommunikation. Man kann sie weder der Werbung noch irgendeiner Zunft-Enge anvertrauen.

IBA-Projekt: Erhaltung und Erneuerung Arbeitersiedlung Teutoburgia in Herne



Perspektive und Entwicklungen. Wir haben nicht wenig, sondern sehr viel Tätigkeit vor Augen – aber erst wenige sehen sie.

Ein Problem: Viele Leute sind noch zu sehr fasziniert und ausschließlich gepolt auf das Stichwort Geld. Dieses Wort hat eine Fatalität bekommen: Es dient als Ausrede, nichts zu tun – sich in Ämtern mit Nichtstun repräsentativ einzurichten, die Kreativen vor die Köpfe zu schlagen, einen Welt-Geist des Nihilismus zu verbreiten und dabei noch glänzen zu wollen.

Wir wissen jedoch, dass alles im Kopf anfängt – und dann erst zur Frage nach dem Geld kommt. Vieles ist überhaupt nicht vom Geld abhängig. Dafür gibt es unzählige Beispiele. Und ein guter Architekt kostet genauso viel Geld wie ein schlechter. Meist sogar weniger. Sein Produkt ist wertbeständiger – es spart also kurzatmige Neuinvestitionen.

Viele Projekte sind Geld-Vernichtungs-Maschinen, z. B. die Olympiade. Allein die Bewerbung kostete 41 Mio. Mark. Im Gegensatz einst zu München und unlängst Hannover hat sie in der RheinRuhr-Region keine infrastrukturellen Effekte. Gott sei Dank ging dieser Kelch am Land vorüber.

Die IBA bekam überhaupt kein Extra-Geld, sondern sie stellte an das, was ohnehin finanziert werden mußte, Anforderungen an Qualität. Wenn das überall geschehen würde, kämen wir erheblich weiter.

Das Wichtigste der IBA war das Quer-Denken. Das kostete kein Geld. Oft sparte es Geld.

In den nächsten Jahren werden wir mit sehr wenig Geld auskommen müssen. Das könnte, wenn wir das wollen, zu einer mentalen Umsteuerung führen: Dann rückt wieder der Kopf an die erste Stelle – und erst an der zweiten steht das Geld. Dann wird auch vieles ohne Geld geschehen. Bürger werden sich wieder regen.

Dazu sind oft Planungen notwendig, Planer werden also gebraucht, vielleicht mehr denn je. Dafür sollten wir erzwingen, dass solche Planungs-Leistungen anders honoriert werden: nicht an der Höhe der Finanz-Investition.

Übrigens: Wie arm sind wir wirklich? Die meisten Länder der Erde würden uns auch im Wellen-Tal der Konjunktur noch beneiden.

Nachbesserung. Ein gigantisches Thema: Nachbesserung von vielem allzu rasch Gebautem aus den 1950er/1960er Jahren. Vor allem in den Außenräumen. Absurd: Balkone im Erdgeschoß. Erbärmlich: die Qualitäten der Umgebung von Wohn-Anlagen.

Wenn es kein Geld für das Machen gibt, müssen die Leute wieder mitgestalten. Dafür ist Planung notwendig: jetzt in Form von Moderation. Jedermann müßte wissen: Das Planen ist das Billigste am Bauen.

Struktur. Oberhausen hat den tätigsten Bürgermeister der Region. Burkhard Drescher ist kein Verwalter, sondern ein Top-Manager. Er hat weit mehr als einen Einkaufs-Palast auf die Brach-Fläche gestellt: eine Struktur, die langsam am Wachsen ist.

Jetzt soll dort OVision entstehen. Thema: die Sorge jedes Menschen für seine Gesundheit – das nachhaltigste Thema der Welt. Ansatz: Im Ruhrgebiet hat sich im letzten Jahr-

zehnt die Medizin-Technologie ausgezeichnet entwickelt. Hier soll sie einen merkbaren Ort finden: als Piazza, Messe, Handel und Produktion. Damit das Thema für das Publikum nachvollziehbar und erlebbar wird, entsteht eine künstlerische Figur: ein gläserner Mensch, in dem man herumgehen kann. Als Fokus wird ein Stück alter Industrie genutzt: ein Teil des Stahl-Werks.

Die Wasser-Achse. Die Umwandlung der industrialisierten Emscher, die die Emschergenossenschaft in einem 30jährigen Projekt betreibt, kann dem Emscher-Park ein faszinierendes Rückgrat geben.

Die Städte können sich wieder zum Wasser entwickeln. Ich setze dazu: auch zum Wasser der Kanäle. Sagen wir auch: zum Rhein. Peter Poelzigs hatte zum Duisburger Rhein-Ufer eine Idee. Wie wird die Bundesgartenschau 2011 gemacht? Sie ist eine Chance.

Plätze. Hinter dem Lehmbruck-Museum in Duisburg gibt es einen der herrlichsten Plätze. Mit Skulpturen. Mit einem interessanten Übergang zum Park. Es könnte eine Kampagne entstehen: Macht die Plätze wieder lebendig. Wir können in Zukunft viel für die Plätze tun.

Fokus-Punkte. Thomas Sievers hat das Phänomen der ausgebreiteten diffusen Bebauung beschrieben und es Zwischenstadt genannt. Wir stehen vor dem Problem, darin Fokus-Punkte zu entwickeln. Das wurde einst mit großen Bau-Maßnahmen versucht – aber eine Sparkasse und Geschäfte halten sich dort nicht mehr. Also müssen wir uns etwas anderes einfallen lassen. Bewohner sollen, wenn sie ihren Freunden die Anfahrt beschreiben, so etwas sagen können: Bei den drei Birken mit der gelben Stele links und dann . . .

Stich-Worte. Weitere Stich-Worte – auch für Kleinbereiche: Szenische Architektur. Sinn-Zeichen. Licht-Zeichen. Kreativität auf sogenannten Rest-Flächen. Wir brauchen wieder mehr Schönheit. Und Poetik. In der Siedlung Eisenheim in Oberhausen entstehen jetzt „Poetische Orte“.

Wirtschafts-Ideologie. Unsere Zeit ist nicht so schlecht, wie Wirtschafts-Leute und Politiker lamentieren. Sie wissen nicht, dass die ganze Industrie-Geschichte ein Auf und Ab von Konjunkturen war. Dass das Wirtschafts-Wunder eine Sonder-Konjunktur war. Ebenso der Anfang der Deutschen Einheit. Dass ständiges Wachstum eine Illusion ist.

Zudem haben sie in ihrem neoliberalistischen Fundamentalismus, den sie wie einen Glauben vor sich hertragen, ein wichtiges Instrument erstmal kaputt geredet: antizyklisches Verhalten. Der britische Wirtschafts-Wissenschaftler John Keynes gab dem Staat den Rat: in Krisen-Zeiten gegenzusteuern – durch vermehrte staatliche Aufträge, d. h. mit Geld den Markt in Bewegung bringen.

Immer waren die Städte in Finanz-Not, selbst in den 1960er Jahren. Die rot-grüne Bundesregierung hat sie jedoch durch eine wenig ausbalancierte Steuer-Politik in äußerste Schwierigkeiten gebracht. So ist nicht nur eine langfristige unaufhebbare Verschuldung einprogrammiert, sondern auch weitgehend ein erheblicher Teil der Pflege- und Investition-Möglichkeit beschnitten und oft genommen.

Dies dient allerdings oft genug nur als schnelle Ausrede für Gedankenlosigkeit. Aus

der IBA könnten die Städte das Querdenken lernen. Sie müssen es lernen, wenn sie halbwegs mit ihren Situationen zurecht kommen wollen.

Wandel und Kontinuität. Struktur-Wandel gibt es seit dem 18. Jahrhundert. Es müßte jedoch untersucht werden, was innerhalb des Struktur-Wandels an Werten und Wert-Geflechten eine lange Dauer hatte – die „longue durée“, von der die französischen Historiker der Mentalitäten-Geschichte sprechen.

Eisenheim als ein seit über 30 Jahren untersuchtes Feld zeigt zweierlei: den Wandel, der meist verbunden ist mit einem starken Verlust an Werten, aber auch die Dauerhaftigkeit von Werten. Bei Festen hat sich gezeigt, wie stark sich in vielen Menschen noch Familien- und Sippen-Strukturen, die längst totgesagt sind, erhalten haben.

Für die gängige Forschung darf man vermuten, dass sie stark von Vorurteilen, d. h. ideologisch, geprägt ist, wenig empirisch und methodisch zu wenig komplex arbeitet. Dem entspricht in noch stärkerem Maße die Untersuchung von Stadt-Planung und Architektur. Daher ist differenzierte Untersuchung dringend notwendig.

Kampf um die Priorität. In vieler veröffentlichter Meinung schlägt uns ein arrogantes Interesse an einem absoluten Vorrang der Ökonomie entgegen – seit zwei Jahrzehnten sogar eng beschränkt auf den Neo-Liberalismus. Dass Wirtschaft eine wichtige Dimension ist, ist unbestreitbar, aber Wirtschaft ist weder Anfang noch Ziel dieser Welt, sondern nur ein Mittel.

Wenn wir eine vernünftige Stadt-Landschaft haben wollen, müssen wir anderen Werten den Vorrang geben. Diese Werte stammen im wesentlichen aus einer *komplexen* Lebens-Welt – mit dem komplexen *Menschen* als Mittelpunkt. Die jeweilige Prioritäten-Setzung drückt sich erheblich in der Lebens-Welt der Menschen aus: in ihren konkreten Orten mit ihren Dispositionen, Bauten und Räumen.

In einer komplexen Lebens-Welt kann sich die Wirtschaft einbetten. Die IBA hat diesen Paradigmen-Wechsel ausgezeichnet vorgeführt.

Vernetzung. Wir brauchen nun die Vernetzung von Städtebau, Architektur, Kultur und Kunst. Sowohl in der Praxis der einzelnen wie in den Institutionen und bei den Funktions-Trägern.

Im Ministerium hatte Christoph Zöpel sie angelegt, dann wurde sie darin sogar etabliert, in Bereichen wird sie gespielt, z. B. in den Regionalen.

Die einzelnen sind isoliert und fühlen sich allein. Vereinigungen, wenn sie sich nicht ausschließlich sich selbst widmen, können das äußern, was einzelne oft nicht sagen können. Aufgabe: Zusammen sammeln und ein Netz bilden. Zusammenarbeiten. Sich „verschwören“. Lobby aufbauen. Zum Park. Zur KVR-Reform. Zur Industrie-Kultur und zur Industrie-Natur. Zum Siedlungs-Problem. Dass die Bau-Verwaltungen endlich ihrer Pflicht zur Aufsicht über Spielregeln bei Gestaltungs-Satzungen und Denkmalpflege nachkommen und nicht immer daneben sehen wie z. B. in Kamp-Lintfort oder in Gelsenkirchen-Buer-Hassel.

Handelnde Intelligenz. In den 1970er Jahren ist der Typ des Intellektuellen entstanden,

der vorgibt, alles besser zu wissen, dies jedoch nicht wirklich diskutiert. Im Stil der Zeitschrift „Spiegel“ hält er die Welt für schlecht und sich für den einzig besseren – und handelt nicht, weil dies bequemer ist. Jetzt brauchen wir einen anderen Typ – den produktiven Intellektuellen: Er kann gut denken und hat zugleich Lust auf Anpacken und Handeln. Denn es gibt viel zu tun.

handelnde Intelligenz

Wirkliches Marketing. Werber sind blind für die Realität. Ein groteskes Beispiel: Die Regional- und Landes-Werber und auch die meisten Städte präsentieren die IBA nicht. Andere Länder würden sich die Finger nach der IBA lecken.

Warum werden ständig Agenturen von draußen geholt, die nichts wissen und nichts wissen wollen? Vielleicht garantieren sie, dass sie sich nirgendwo einmischen. Und sie geben Prestige. Anscheinend gelten Köln, Hamburg, Berlin mehr als Essen und Gelsenkirchen.

Das Land, der KVR und die Städten brauchen statt Werbung ein wirkliches Marketing – eines, das den Namen verdient. Ohne die austauschbaren leeren Sprüche, wie sie überall gemacht werden – mit denen die Region dann so erscheint wie überall. Events sind völlig überschätzt – sie sind nur kurze Pauken-Schläge – dann ist das Event vorbei – die schillernde Seifen-Blase hat sich in Luft aufgelöst.

Tatsächlich hat die Region eine geprägte Identität. Sie zeigt sich konkret. Das läßt sich sichtbar machen: in Texten, Plakaten, Anzeigen, Broschüren, Filmen.

Die vorherrschende Werbung zeigt nicht, was da ist, was gerade gebaut wurde, z. B. in der IBA. Sie tut so, als ob dies nicht mehr zur Zukunft gehört – daher präsentiert sie es nicht. Sie unterstellt, dass Geschichte keine Zukunft hat. Und stellt ihre inhaltsleeren Blasen als Zukunft vor.

Wir brauchen Kommunikation statt Werbung. Kommunikation pflegt das Gedächtnis. Sie sorgt für Übersicht. Sie besinnt sich und arbeitet mit dem eigenen Potenzial. Man kann sie anlaufen und erhält Auskunft. Bislang leistet dies keine etablierte Institution.

Mehr als Funktionalität. Denken wir auch daran, dass es nicht nur Funktionalität darzustellen gilt, sondern auch Milieu.

Es gibt Milieus. Ruhrort – wer weiß das? Hamborn – wer weiß das? Die Siedlungen – sie werden versteckt? Das Wasser – dafür gibt es nicht nur Rundfahrten. Die Universität Duisburg ist die bestangelegte der Region – und dies auch in Bezug zur Stadt – aber wer weiß das? Und und und.

Stadt-Ikonografie. Zum Zeigen der Region gehört der Aufbau einer Bilder-Welt. In den Bildern erschließt sich die Region. Sie darf nicht werben, sondern soll zeigen – dies allein ist glaubhaft. Die Bilder sollen nicht bestechen, nicht überreden, nicht überrumpeln, sondern Fokus-Punkte sein: als Einblick, als Gedächtnis, als Diskussion.

Christoph Brockhaus fordert eine Stadt-Ikonografie. Es gibt sie – man kann daran weiterarbeiten – sie soll auch medial vermittelt werden, aber viele Städte haben noch nicht einmal Post-Karten.

Darstellen. Wo gibt es Orte der Übersicht ? Wir können uns Architektur-Museen neuer Art durchaus leisten: Es gibt in öffentlichen Räumen viele weiße Wände. Da lässt sich ausstellen – ohne großen Aufwand: Fotos und Texte.

Mentalitäten. Wenn wir an all dem arbeiten, dann arbeiten wir auch an einem Hauptproblem: an den Mentalitäten.

In der Region gibt es viel Miesepeterigkeit. Dafür ist schlechtes Wetter keine Begründung. Der neapolitanische Gastwirt im „Gallo“ neben dem Oberhausener Theater, der schon 20 Jahre im Land ist, fragte Gäste: „Was kommt nach dem Regen?“ – Ratlose Gesichter. Dann sagte er lachend: „Die Sonne.“ Um so zu denken, muß man nicht aus Neapel stammen, aber man kann aus Neapel lernen. Schafft es die Region, Lebens-Art aufzubauen ?

Arbeit im Kleinen – begleitet. Die Region ist charakterisiert durch viel Arbeit im Kleinen und Menschlichen. Das addiert sich. Und wenn wir es mit wirklicher Kommunikation begleiten, schlägt es das Große, das meist als Gigant erscheint, aus dem Feld.

Ich habe selbst eine Praxis des Kleinen, die ich neben vielem anderen pflege. Mein Territorium heißt Eisenheim. In dieser alten Siedlung, der ersten in der Region, wurde und wird entwickelt. Behutsam – keineswegs banal – auch mit Träumen, z. B. Nachdenk-Stellen, die wir „poetische Orte“ nennen². Im Jahr kommen rund 20.000 Menschen und sie nehmen immer etwas Interessantes mit – unterschiedlich und in unterschiedlicher Weise. Dies alles geschieht völlig ohne öffentliche Mittel. Es ist ein langer, subtiler Prozeß – was dabei herauskommt, kann sich jeder ansehen.

Ökologie. Die Faszination der Ökologie kann entwickelt werden – etwa durch poetische Orte als Nachdenk-Stätten. Herman Prigann: „Es geht nicht darum, dass du mit der Ökologie überlebst, sondern, dass du damit fliegen lernst.“

Nachbessern. Unsäglich vieles ist viel zu schnell gebaut worden. Man kann es nicht abreißen, aber vieles läßt sich nachbessern: in einem umgekehrten Planungs- und Gestaltungs-Prozeß.

Kooperation. Es gibt sehr vieles, was kein Geld kostet. Zum Beispiel Vernetzung der Institutionen und Vernetzung der Wissenschaften. Nichts darf mehr in einzelnen Sparten geschehen, sondern es sollen die Bildungs-Träger zusammenarbeiten, aufeinander verweisen, voneinander lernen.

Die herkömmlichen Verfahren stellen keine Arbeits-Fähigkeit und schon überhaupt nicht Kooperation her. Daher ist es notwendig, viele Menschen in Kursen auszubilden, die moderieren können.

Bildungs-Offensive. Die Region kann eine weitere Bildungs-Offensive gut gebrauchen: zu ihrer inneren vieldimensionalen Entwicklung. Das ist ebenso machbar, wie die informelle Bildungs-Offensive der frühen 1970er Jahre durch Bürgerinitiativen und viele Diskussionen.

Bau-Kultur. Die Region kann Architektur profilieren: Dass sie angewandte Psychologie ist. Dies ist der Kern der Bau-Kultur.

Diese Region hat nicht mehr als auch andere Regionen und Städte diffuse Bau-Bereiche, die oft ziemlich hässlich sind. Die Städte können konkret einiges dagegen tun – als Bildungs-Offensive. Zum Beispiel: Bauamts-Leute, einschließlich der Grün-Leute, schulen und fortbilden lassen, damit sie nicht einfach wuchern lassen, sondern verstehen, was Garten- und Landschafts-Architektur ist.

Diese Landschaft kann punktweise schöner werden. Die IBA hat dazu vieles getan. Bauherren können gehindert werden, den Menschen jeglichen Zynismus vorzusetzen. Es gibt viele kleine Möglichkeiten, ihnen wenigstens graduell Besseres abzufordern. Zumindest durch qualifizierte und energische Bau-Beratung können wir einiges verbessern. Notwendig sind Gespräche mit Architekten und Investoren.

Aufgabe: Orte qualifizieren. Ihnen mehr Gesicht geben. Besondere Orte schaffen. Beispiele herausstellen. Durch Schilder hinführen und sie an Ort und Stelle mit Text und Kontext herausstellen und erzählen.

Anmerkungen

- 1 Brock, Bazon 2002: Der Barbar als Kulturheld. Gesammelte Schriften III. Köln. S. 133, S. 139.
- 2 Zu Eisenheim: Günter, Janne und Roland Günter 1999: Sprechende Straßen in Eisenheim. Essen. Günter, Roland 1998: Poetische Orte. Essen.

Ausgewählte Literatur zur IBA Emscher Park

- Beierlorzer, Henry, Joachim Boll, Karl Ganser (Hg.) 1999: Siedlungskultur. Braunschweig.
- Beiker, Josef u. a. 1996: Industriedenkmale im Ruhrgebiet. Hamburg.
- Dettmar, Jörg, Karl Ganser (Hg.) 1999: IndustrieNatur. Ökologie und Gartenkunst im Emscher Park. Stuttgart.
- Ganser, Karl 1999: Liebe auf den zweiten Blick. Freiheit für den Regentropfen. Dortmund.
- Günter, Roland 1999: Im Tal der Könige. Ein Handbuch für Reisen an Emscher, Rhein und Ruhr. 4. erweiterte Auflage Essen.
- Günter, Roland 2001: Besichtigung unseres Zeitalters. Industriekultur in Nordrhein-Westfalen. Essen.
- Höber, Andrea, Karl Ganser (Hg.) 1999: IndustrieKultur. Mythos und Moderne im Ruhrgebiet. Essen.
- Internationale Bauausstellung Emscher Park 1999: Katalog der Projekte.
- Kreibich, Rolf u. a. (Hg.) 1994: Bauplatz Zukunft. Dispute über die Entwicklung von Industrieregionen. Essen.

- Longdong, Dieter, Annette Nothnagel (Hg.) 1999: Bauen mit dem Regenwasser. Aus der Praxis von Projekten. München.
- Pachnicke, Peter, Bernhard Mensch (Hg.) 1999: Kunst setzt Zeichen. Landmarken-Kunst. Oberhausen.
- Sack, Manfred 1999: Siebzig Kilometer Hoffnung. Die IBA Emscher Park. Erneuerung eines Industriegebiets. Stuttgart.

Tomas Grohé ■

Im Jahr 4 nach IBA Emscher Park – welche Impulse wirken no(a)ch? Ein subjektiver Stimmungsbericht

Das Ziel der IBA – strategisch formuliert – war es, der Region zukunftsweisende Impulse für den ökologischen, ökonomischen und sozialen Umbau zu geben.

Dazu wurden im Rahmen von zahlreichen Leitprojekten erlebbare kreative Prozesse organisiert. Erwanderbare und anschauliche Landschaften, mit erstaunlichen „Aha-Elementen“ versehen, wurden für die Menschen geöffnet. Alte Bauwerke und neue Gebäude, Skulpturen und Landmarken, fachliche und kulturelle Veranstaltungen wurden als breit inszenierte Events realisiert. Und alles zusammen wurde intensiv und international kommuniziert.

An alter Wirkungsstätte (im ehemaligen Gästehaus der IBA) und mit neuer Aufgabe (als Geschäftsstelle des Projektes Städteregion Ruhr 2030) gibt es eine ganze Reihe von feststellbaren Nachwirkungen (oder besser: Noch-Wirkungen?) der IBA. Einige möchte ich skizzieren. Es sind positive und eher nachdenklich stimmende darunter.

Politik/Gesellschaft

Die medienträchtigen IBA Kommunikation hat Verschiedenes bewirkt:

Auch in diesem Jahr ist die Nachfrage nach Erfahrungsberichten zu einzelnen Themen der IBA noch ein wirtschaftlich nachweisbarer Faktor: Immer wieder landen Anfragen in der Mailbox, wo ich um Erfahrungsberichte gebeten werde oder einfach als Diskussions Teilnehmer gefragt bin. Oder es sind konkrete Aufträge für die Vorbereitung und Durchführung einer Exkursion in das IBA-Gebiet. Und das geht anderen ehemaligen IBA-Akteuren ebenso.

Ich deute dies als ein Zeichen dafür, dass das alte Ruhrgebietsimage an Bedeutung verliert. Neue Bilder und Ideen werden anscheinend mit dem Namen Emscher und Ruhrgebiet assoziiert, die Neugier wecken. Das ist Grund nicht nur für Hoffnung, sondern für realistischen Optimismus!

Aber leider muß immer noch zwischen Inland und Ausland unterschieden werden:

Denn in der Region selber sind diese neuen Bilder noch nicht wirklich in den Köpfen

der relevanten Akteure angekommen oder gar als emotional bereichernde Identitätselemente verankert. Die IBA ist hier eher ein Unthema.

Zum einen die Bevölkerung: Sie ist längst mit den IBA-Produkten (Landschaft, Gasometer, Tetraeder, Kokerei Zollverein, ...) per Du, denn solche Projekte waren längst überfällig, es mußte etwas zur Aufwertung getan werden. Die Leute sind es also zufrieden. Aber das war es auch. Und die IBA ist mehr oder weniger vergessen, weil sie als Akteur ja nur relativ wenige live erlebt haben.

Zum zweiten konnte die Partei der ehemaligen Mehrheitsfraktionen für sich daraus kein politisches oder Stimmenkapital schlagen, weil IBA-Projekte nicht als Chance begriffen wurden, kommunalpolitisch eine nachhaltig wirksame Perspektive und handlungsorientierte Strategie daraus zu entwickeln. Die neue Opposition sucht noch nach inhalts-trächtigen weiterreichenden Perspektiven ...

Zum dritten hat der politische Farbwechsel in den meisten Kommunen teilweise zu deutlichen Wechseln in der kommunalpolitischen Schwerpunktsetzung geführt. Leider nicht selten etwa nach dem Motto: 'Die SPD und ihre Landesregierung haben uns jetzt zehn Jahre lang mit „Highlight-Kultur“ und „Projekt-Events“ beglückt. Für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit hat das aber nichts gebracht. Das reicht erst mal. Wir müssen jetzt Arbeitsplätze schaffen!' Ob diese Umorientierung tatsächlich von Erfolg gekrönt sein wird, wäre zwar den Arbeitslosen zu wünschen, ist aber durchaus mit Fragezeichen zu versehen.

In der Alltagspraxis hat diese politische Situation und haben diese Einstellungen allerdings vielfach die traurige Wirkung, dass mangels Interesse keine oder deutlich weniger Mittel zum Erhalt der Landmarken, Parks und Industriedenkmäler zur Verfügung gestellt werden. Aber City-Marketing und Benchmarking laufen mit perfekten Hochglanzbroschüren und Flyern weiter. Teure (Re)Präsentationen allerorten.

Und der neugierig gewordene und dann wirklich mal hierher gekommene Besucher wird gleich reihenweise enttäuscht...

Weiter: Bei anderen (Groß-)Akteuren scheint jetzt, da der Widerstand durch eine einflussreiche IBA und ihren verbindungsreichen Geschäftsführer nicht mehr gegeben ist und den Kommunen mangels politischer Zielstellung (Leitbild) und finanzieller Power die Kraft zum Widerstand fehlt, manchmal doch wieder die alte Hausherrenmentalität durchzuschlagen – nicht selten gekoppelt mit einer seltsam kleinkarierten Krämerseelenhaftigkeit, die qualitative Anforderungen (selbst auf dem unteren ehemaligen IBA-Level) bereits als staatlichen Eingriff und Investitionsverhinderung brandmarkt ... Vielleicht bewahrheitet sich ja doch ein Merksatz, den mir zu Anfang der IBA-Zeit ein intimer Kenner der Region „beichtete“: „Bundesrecht bricht Landesrecht, Bergrecht bricht alles!“. Festmachen lässt sich dies jedenfalls immer wieder daran, dass sich die „Argumente“ zugunsten eines kurzfristig zu befriedigenden Gewinninteresses eher durchsetzen als diejenigen zugunsten eines fantasievollen, an strategischen Qualitäten orientierten Umganges mit industrie-kulturellem Erbe (einschließlich Zechensiedlungen und vor allem bei der Brach-

flächenentwicklung): Plattmachen geht vor Umnutzen ...

Und nochmal: Viele, viele andere Akteurinnen und Akteure, nämlich die hier lebenden Menschen akzeptieren und nutzen mehr und mehr (an schönen Wochenenden geradezu massenhaft!) die neu entstandenen Freiräume in der Weite des Emscher Landschaftsparks und an den Ufern des Rhein-Herne-Kanals, erlebbar auf dem kilometerlangen und sich langsam schließenden neuen Wegenetz.

Aber auch in diesem Fall bleibt noch einiges an „mentalem Strukturwandel“ zu wünschen: Beispielsweise der selbstverständliche pflegliche Umgang mit Landschaft und Denkmälern. Hier müsste doch die Freude am Objekt - wie bei der Pflege des eigenen Vorgartens!- dazu führen, dass es ganz einfach sauber gehalten und nicht zur wilden Müllhalde degradiert wird.

Da ist es manchmal schon recht ärgerlich, wenn kommunale Stellen oder andere Betreiber selber quasi Vandalismus vorleben, indem sie Grün nicht pflegen, Beleuchtungskörper nicht erneuern, Spuren jugendlichen Übermutes nicht beseitigen und damit nach außen signalisieren: Hier kümmert sich keiner, das hier hat eh keine besondere Bedeutung.

Trotzdem wird in vielen Gesprächen mit Menschen an solchen Orten eine neue regionale Identität in statu nascendi spürbar, die den Tetraeder zwar in Bottrop verortet weiß, ihn aber nicht als Bottroper Ereignis sieht, sondern als vorzeigbares Symbol für die Entwicklung des neuen Ruhrgebiets, wohin auch ein Mensch aus Bochum gerne seine Gäste führt.

Verwaltungshandeln

In den Verwaltungsteilen, die besonders aktiv in IBA Prozesse eingebunden waren, ist auch heute noch spürbar, dass ein Rückfall in die Verhaltensmuster der Vor-IBA-Zeit inzwischen vielen schwer fällt. Die meisten der in dem Projekt Städtereion Ruhr 2030 (Näheres unter www.ruhr-2030.de) aktiven Kolleginnen und Kollegen kenne ich noch aus dieser Zeit, und mich wundert es überhaupt nicht, dass sie nach diesem „Strohalm“ gegriffen haben: ging es doch darum, in einem wissenschaftlich begleiteten „Denkverbund“ der acht großen Ruhrgebietsstädte (Duisburg, Oberhausen, Mülheim an der Ruhr, Essen, Gelsenkirchen, Herne, Bochum und Dortmund) eine regionale Vision für 2030 zu entwickeln, die aber nicht abgehoben bleibt, sondern deren im Konsens auf Arbeitsebene gefundene Leitbilder Ausdruck in konkreten Leitprojekten finden sollen, die direkt in Angriff genommen werden.

Die Forschungsphase ist mit dem 30. April zu Ende gegangen.

Die Umsetzungsphase hat mit dem 1. Mai begonnen. Neben einzelnen Handlungsfeldern, in denen bereits Projekte laufen, ist ein wesentliches Element die Vorbereitung eines Stadtregionalen Masterplanes zur Findung und Definition von gemeinsamen Themen, Projekten, Akteursgeflechten und Finanzierungsstrategien für die gemeinsame Realisierung.

Deshalb hat sich dieses Vorhaben auch gänzlich aus der Institutionendiskussion

(„Ruhrstadt“, „neuer KVR“, „neuer Regierungsbezirk Ruhrgebiet“, ...) herausgehalten und sich auf umsetzbare Ergebnisse der Kooperation auf Dezernenten- bzw. Planungsamtsebene konzentriert. Zu einzelnen Themen sind bereits zahlreiche andere Akteure und Institutionen bzw. Ämter eingebunden. Getreu der IBA-Philosophie, die da etwas flapsig lautete: Das gemeinsam formulierte inhaltliche Ziel sortiert und mobilisiert die Aktiven und schafft „Verfahrenskreativität“ für zeitnahe, sachgerechte und an hohen Qualitätsanforderungen orientierte Umsetzung. Dabei geht es in diesen Arbeitszusammenhängen recht munter zur Sache. Dafür stehen Schlagworte wie: „Vom Aufbruch zum Umbruch“; „Stärken zeigen – Stärken stärken!“; „Regionale Lust auf regionale Qualität“; ...

Es wird deutlich: dies ist ein Bottom-up-Prozess, in dem andere Spielregeln zum Tragen kommen als während der IBA: Nicht hauptsächlich Fördergelder motivieren die „Freiwilligkeit“ (wer sagt schon gerne Nein zu angebotenen Fördergeldern?), sondern Einsichten in die Notwendigkeit, dass nur sachgerechte und zielorientierte Kooperation neue Möglichkeiten schafft, auch den Eigensinn zur Geltung zu bringen.

Ein wichtiger politischer Schritt zur Verstetigung dieses Prozesses ist bereits erfolgt: In sieben der acht beteiligten Städte haben die Räte einen Kontrakt beschlossen, der die weitere Kooperation formal absichert. Darin sind die folgenden Handlungsfelder enthalten:

- Stadtregionaler Masterplan 2030/regionaler Flächennutzungsplan,
- Aktive Migrationspolitik – auf dem Weg zur interkulturellen Stadtregion,
- Kooperative Flächenentwicklung/interkommunale Gewerbegebiete,
- Neue Ufer (Schwerpunkte: Ruhrtal und Wohnen am Wasser),
- Haushaltskonsolidierung durch interkommunale Kooperation.

Die Arbeitsebene ist ab sofort gefordert, möglichst bald nachweisbare/kommunizierbare praktische Erfolge zu erarbeiten, damit der in Schwung gekommene Prozess (Motto: Kooperation *und* Eigensinn) neue Motivation und langen Atem für die schwierige politische Überzeugungsarbeit zur Umsetzung der strategischen Ziele erhält.

Da ist die breit gestreute IBA-Erfahrung auch mit konkretem Projektmanagement eine leicht reaktivierbare Hilfe.

Joachim Poss ■

IBA: Neue Akzente für die Emscher-Region

Mit der IBA-Emscherpark ist im Jahre 1989 keine vollständig neue Strukturpolitik begonnen worden. Strukturwandel und Strukturpolitik sind im Ruhrgebiet seit 40 Jahren ein Thema. Zu den großen Erfolgen dieser Zeit gehören die Minimierung der Umweltverschmutzungen durch die Industrie („blauer Himmel über der Ruhr“), die Gründung von Hochschulen und Fachhochschulen sowie der Ausbau der Verkehrsinfrastruktur.

Das Ruhrgebiet hat das Wegbrechen der Arbeitsplätze im Steinkohlenbergbau, in der Stahlindustrie und in den Zuliefer-Betrieben besser verkraftet und bewältigt als alle anderen Montan-Revier. Aber neue Arbeitsplätze konnten nicht so schnell geschaffen werden, wie alte weggebrochen sind. Die Bevölkerungsentwicklung ist seit 40 Jahren rückläufig, die Kaufkraft geschwächt, die Instandhaltung vieler öffentlicher Gebäude wurde angesichts enger werdender kommunaler Handlungsspielräume immer wieder hintenan gestellt. Durch all diese Faktoren wurde das Erscheinungsbild des Ruhrgebietes insgesamt verschlechtert und ein negatives Image aufgebaut.

Die erste wichtige Festlegung für die IBA war die Konzentration auf den Raum südlich und nördlich der Emscher, der am stärksten durch die Industrialisierung der letzten 100 Jahre gezeichnet und in Mitleidenschaft gezogen war. Neben der Konzentration auf den Kern, der es am nötigsten hat, war die Ressort übergreifende Zusammenarbeit von Wirtschafts- und Arbeitsministerium, Städtebau- und Umweltministerium von entscheidender Bedeutung. Mit neuen Impulsen und abseits bürokratischer Regelungen sollte der Strukturpolitik ein neues Signal gegeben werden.

Der Emscherraum war gekennzeichnet durch eine kaum intakte Landschaft, die Emscher als offenen Abwasserkanal, industrielle Bauruinen, gewerbliche Brachflächen, die nicht für die Akquisition von Unternehmen geeignet waren, und Stadtteile mit erneuerungsbedürftigen Baubeständen.

Drei Milliarden DM flossen von 1989 bis 1999 als staatliche Förderung in eine Vielzahl von Projekten, die nicht nur das äußere Erscheinungsbild, sondern auch das Selbstbewusstsein der Region an vielen Stellen nachhaltig verändert haben.

Die *Emscherlandschaft* wieder aufzubauen, aber auch industrielle Spuren nicht auszulöschen und in Jahren entstandene wilde Industriegewässer zu pflegen, war ebenso die Zielsetzung wie kleinere Grünflächen zu bewahren und zu gewinnen und die Halden in die

Landschaft zu integrieren. Dieses Ziel ist mit den regionalen Grünzügen erreicht worden, und für die Bewohner des Ruhrgebietes sind mit dem Ausbau des Wegesystems, dem Emscherpark-Wanderweg und dem Emscherpark-Radweg, neue Lebensqualitäten geschaf-

IBA-Projekt: Renaturierung von Emscher-Zuläufen



fen und eröffnet worden. Landschaft und Landschaftsbild wurden aufgewertet und erlebbar gemacht. Der Tetraeder auf der Halde in Bottrop ist heute *der* Aussichtspunkt, die bekannteste Landmarke im nördlichen Ruhrgebiet.

Einen vergleichsweise geringen finanziellen Aufwand erforderte der *ökologische Umbau des Emschersystems*, der die Verrohrung der Abwasserkanäle, den Bau neuer Klärwerke und den naturnahen Rückbau der Emscher umfasst. Für die Lebensqualität der Menschen an der Emscher ist

der Abbau der Geruchsbelästigung ein Gewinn. Nicht die finanzielle Förderung war in diesem Baustein wesentlich, sondern die Strategiediskussion zur Dezentralisierung des Klärsystems und die gemeinsame Zielsetzung von Landesregierung, Städten, Unternehmen und Emschergenossenschaft.

Zerstörung und Abriss sind endgültige Vorgänge und können auch einer Region ihre Identität rauben. Dieser Entwicklung wirkte die IBA mit *neuen Nutzungskonzepten für industrielle Bauten* entgegen. Die einmalige Industriekultur an der Emscher zu erhalten, setzte einerseits eine nachhaltige Modernisierung, andererseits die Neugestaltung des städtebaulichen Umfeldes voraus, um sie für neue Nutzungen attraktiv zu gestalten. So wurden z. B. knapp 7 % der öffentlichen Mittel dafür aufgewandt, um die Zeche Zollverein als Weltkulturerbe zu erhalten und mit Leben zu füllen. Weitere Beispiele sind die Ausstellungshalle Gasometer mit wechselnden kulturellen Highlights und der Schleusenpark/Schiffshebewerk Waltrop. Mit diesen Projekten haben Karl Ganser und sein Team in der Region ein neues Bewusstsein für den Wert der Industriedenkmäler und die Besonderheit dieser Industrielandschaft geschaffen. Die Ruinen des Strukturwandels erhielten eine neue Wertigkeit als Landmarken und einzigartige Kultur- und Freizeitstätten.

Durch diese das Bild der Region prägenden Projekte rückt der inhaltliche Kristallisationskern der IBA, der Baustein „*Arbeiten im Park*“, häufig in den Hintergrund. 44 % aller öffentlichen Mittel flossen in diesen Bereich. Es wurden sowohl Brachflächen wieder aufbereitet als auch städtebaulich hohe Standards umgesetzt und innovativen Unternehmen der Rahmen für ihre Geschäftstätigkeit und neue Arbeitsplätze geschaffen. Diese Zielsetzungen wurden verwirklicht in Arenberg-Fortsetzung in Bottrop, im Dienstleistungs- und

Gewerbepark Erin in Castrop-Rauxel, in Gelsenkirchen im Wissenschaftspark Rheinelbe und im Gewerbe- und Landschaftspark Nordstern, wo auch die Bundesgartenschau 1997 stattfand, in Gladbeck in der Stadtentwicklung Gewerbepark Brauck und im Innovationszentrum Gewerbepark Wiesenbusch sowie im Zukunftszentrum und Technologiepark in Herten. Besonders hervorzuheben ist der Gewerbepark Brockenscheid in Waltrop mit der Ansiedlung des Versandhandels Manufactum mit mehr als 100 Mitarbeitern.

Die Projekte „Arbeiten im Park“ sind ebenso wie die neuen Nutzungen der industriellen Bauten Aushängeschilder für das überregionale Erscheinungsbild des Emscherraumes weit über das Ruhrgebiet hinaus. Sie dokumentieren: Hier bewegt sich etwas auf einem hohen Qualitätsniveau, hier ist auch das Dach geschaffen worden, um das Ruhrgebiet als Raum für die Freizeitwirtschaft zu positionieren.

Ein weiterer Erfolg der IBA ist die *ökologische und energetische Modernisierung der Baubestände*. Ehemalige Betriebsgelände wurden reaktiviert und Wohnstandorte verbessert. Durch die städtebauliche Erneuerung der Gartenstadtsiedlungen und Modellprojekte zum Einfach- und Selberbauen für die Versorgung unterer Einkommensschichten – vor allem für Familien mit Kindern – mit bezahlbarem Wohnraum konnte die Lebensqualität in vielen Stadtquartieren wesentlich verbessert werden.

Die Internationale Bauausstellung IBA Emscherpark hat viele Sünden der Industrialisierung beseitigt, hat mit den Gewerbeparks die harten Standortfaktoren und mit der Emscher- und Landschaftsgestaltung die weichen Standortfaktoren der Region wesentlich verbessert. Die IBA hat es geschafft, aus eingefahrenen Strukturen auszubrechen, neue Formen des Projektmanagements einzuüben und neue Informations- und Kooperationsformen im Ruhrgebiet erfolgreich auszuprobieren.

Dieser Weg muss fortgesetzt werden und wird auch fortgesetzt, gerade bei den aufgegebenen Zechenbrachen nach den jüngsten Schließungen von Zechenstandorten. Auch die Inhalte und die Formen der IBA werden weiterverfolgt, z. B. auf den ehemaligen Zechenstandorten Hugo in Gelsenkirchen und Ewald in Herten. Die IBA hat Mut bewiesen, neue Themen anzugehen, Landmarken zu setzen und neue Identitäten zu stiften. Kritisch ist anzumerken, dass es derzeit nicht in ausreichendem Maße gelingt, den durch die IBA angestoßenen Bewusstseinswandel durch ähnlich wirksame Aktivitäten der Öffentlichkeitsarbeit weiter fortzuführen.

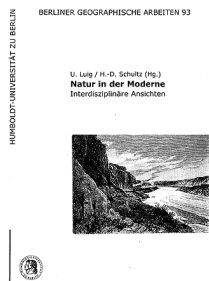
IBA-Projekt: Arbeiten im Park



Bei Einzelmaßnahmen wird es immer wieder eine Diskussion geben, ob zu viele Industriedenkmale erhalten wurden, ob immer das richtige Kosten-Nutzen-Verhältnis erreicht werden konnte und die betriebswirtschaftlichen Faktoren bei Nachfolgenutzungen frühzeitig und richtig eingeschätzt wurden. Am Gesamterfolg der IBA kann diese gelegentliche Diskussion nicht rütteln. Die Qualitätsansprüche der IBA sollten auch der Maßstab für die weitere Gestaltung des Strukturwandels im nördlichen Ruhrgebiet sein. Die Fortsetzung dieses Prozesses muss sich auch weiterhin an den Kriterien Offenheit für neue Methoden, auf die Zukunft ausgerichtete Denken, ganzheitlicher Anspruch von Ökonomie und Ökologie, Identitätsstiftung und Imagegewinn orientieren.

Wolf-Dieter Narr ■

„Aber, Herr Doktor, wenn einem die Natur kommt.“



„Gemäss der Natur“ wollt ihr leben? Oh ihr edlen Stoiker, welche Betrügerei der Worte! Denkt euch ein Wesen, wie es die Natur ist, verschwenderisch ohne Maass, gleichgültig ohne Maass, ohne Absichten und Rücksichten, ohne Erbarmen und Gerechtigkeit, fruchtbar und öde und ungewiss zugleich, denkt euch die Indifferenz selbst als Macht – wie *könntet* ihr gemäss dieser Indifferenz leben? Leben – ist das nicht gerade ein Anders-sein-wollen, als diese Natur ist? Ist Leben nicht Abschätzen, Vorziehen, Ungerechtsein, Begrenzt-sein, Different-sein-wollen? Und ge-

setzt, euer Imperativ „gemäss der Natur leben“, bedeute im Grunde so viel als „gemäss dem Leben leben“ – wie könntet ihr’s denn *nicht*? Wozu ein Princip aus dem machen, was ihr selbst seid und sein müsst? – In Wahrheit steht es ganz anders: indem ihr entzückt den Kanon eures Gesetzes aus der Natur zu lesen vorgebt, wollt ihr etwas Umgekehrtes, ihr wunderlichen Schauspieler und Selbst-Betrüger! Euer Stolz will der Natur, sogar der Natur, eure Moral, euer Ideal vorschreiben und einverleiben, ihr verlangt, dass sie „der Stoa gemäss“ Natur sei und möchtet alles Dasein nur nach eurem eignen Bilde dasein machen – als eine ungeheure ewige Verherrlichung und Verallgemeinerung des Stoicismus. ...“ (F.N.: Jenseits von Gut und Böse, 9. Aphorismus; Herv. i. O.).

Der Perspektivismus allen menschlichen Erkennens (und die Fragmentiertheit allen Handelns) ist von niemandem so gut zu lernen wie von Friedrich Nietzsche. Selbstredend gilt dieser seiner eigenen Person, seinem eigenen Werk ebenso wie der Person des Rezensenten und seiner Besprechung. Die Einsicht in den durchgehend geltenden Perspektivismus durchzieht wie ein wissender roter Faden, kurviger und linearer, aus- und aufge- rollter die Ringvorlesung des Wintersemesters 1999/2000 an der Humboldt-Universität. Deren gedrucktes Ergebnis stellt das hier angezeigte Buch dar: Ute Luig und Hans-Dietrich Schultz (Hg.) 2002: Natur in der Moderne. Interdisziplinäre Ansichten (Berliner Geographische Arbeiten 93) Berlin. Dessen Qualität in all seinen Beiträgen besteht nicht zuletzt darin, dass keine Autorin und kein Autor in Gefahr ist, der von Nietzsche pointierten herrschaftsbewussten Naivität der Stoiker zu frönen. Dieses bewusst unbewusste Missverständnis ist nach wie vor weit verbreitet, seit vor ca. einer Generation die „ökologische

Frage“ oder das „Umwelt-Problem“ in all seinen seither schraffierten katastrophischen Facetten breit ‘entdeckt’ worden ist. Wer rhetorisch schwer beschuht mit ganzer Sohle auf dem auftritt, was „Menschheitsfragen“ genannt wird, dessen Wort wird man sich, ähnlich der allumfassenden „Klimakatastrophe“, schwer entziehen können. In solchem existentialistischen Zusammenhang des Kollektiv- und Dauersubjekts „Menschheit“, das au fond selbstverschuldet gefährdet ist, tritt selbstredend das all umfassende Subjekt „Natur“ auf. Dieses sagt dann, was den Menschen, ihrer Politik, ihrer Ökonomie und ihrem individuellen Verhalten not tut.

Nicht so die durchgehend kompetenten Autorinnen und Autoren dieses Sammelbandes ohne vereinheitlichende Komposition, ohne weiter treibende, zusammensehende, wenn nicht synthetisierende Summe. Darum eben nur „interdisziplinäre Ansichten“! Indes mit dem alle Aufsätze durchatmenden Geist reflexiven Vorbehalts, perspektivischen Konstruktivismus. Dieser macht alle Substanzbegriffe und alle projizierten Großsubjekte vermeiden.

Schon darum ist dieser von Ethnologinnen, Historikern, Geographen und Literaturwissenschaftlerinnen bestrittene Band, dessen Interdisziplinarität also keine allzu riesige Spanne umfasst, zur Lektüre sehr empfehlenswert. Man könnte, wenn man sich nach 13

anregendes intellektuelles Sektfrühstück

anregenden intellektuellen Sektfrühstücken dem also wohl vorbereiteten Mittagessen eines Themas und eines verallgemeinerbaren Exempels zukehren möchte, eher einwenden, es wehe zuweilen zu viel postmoderner Odem, nachdem mit guten Gründen alle Arten von mehr oder minder sublimiertem „Blubo“ (= „Blut und Boden“), vornazistisch und nachnazistisch variantenreich allzu reichlich vorhanden, aufgelöst oder, modisch gesprochen, dekonstruiert worden sind.

Weil alle Aufsätze, in verschiedenem Maße und mit – je nach Perspektive – verschiedenem Gewinn lesenswert sind, will ich diese Rezension in drei knappen Takten schlagen. Zunächst will ich alle Aufsätze mit wenigen Schlagsätzen ohne kritische Absicht vorstellen. Damit die Lesenden wissen, was sie an diesem Band haben, sie kauften oder läsen ihn denn. Im zweiten Takt will ich auf durchgehende Vorzüge dieses Aufsätzeustraubes aufmerksam machen. Hierbei verfare ich nicht nur, wie sich versteht, ausgesprochen wählerisch, indem ich viele Aufsätze zu Unrecht nicht weiter erwähne. Ich pointiere Merkmale, die meinem „politikwissenschaftlichen“ Verstand am meisten auffielen, so wenig ich mich auf denselben, beschränkt wie er ist, meinerseits beschränken mag. Indes, wahrscheinlich kommt sich auch noch der bornierteste von uns in seinem Selbstbewusstsein wie ein wenigstens fernes Echo des Leibniz’schen Universalgenies vor. Im dritten Part will ich Einiges von dem anmerken, was mir in diesem Band fehlt. Nicht um den mir meist nur nominell bekannten Kolleginnen und Kollegen am Zeug zu flicken. Ein Aufsatz ist ein Aufsatz ist ein Aufsatz und ebenso eine Aufsatzsammlung. Sie ist kein ohnehin in der Präntention törichtes „umfassendes Buch“ zum Thema „Natur in der Moderne“. Das ist nämlich so gut

wie alles, was wir, wie fallerexpansiv auch immer, unter Moderne oder Modernen deklinieren. Wohl aber gibt es im Sammelband Lücken, auch Lücken in der sonst trefflichen Reflexion, die mir nicht untypisch erscheinen. Wenn Sammelbandbeiträgerinnen, ich selbst und andere denn lernen wollten, könnten wir vielleicht, gemeinsam und getrennt, manche Lücke ausbessern, füllen, vermeiden.

13 Aufsätze

Ute Luig leitet ein. Weil kein universaler Naturbegriff möglich ist, sei es, wie schon des öfteren vorgeschlagen, angemessen, wenn auch im Deutschen sprachlich nicht vorgegeben, „den Kollektivsingular Natur durch die Pluralform zu ersetzen“. Außerdem sei es geboten, darauf machen nicht zuletzt „ethnologische Relativierungen“ aufmerksam, unbeschadet aller Analogie zwischen Natur- und Moderne-Begriffen die jeweilige historische Spezifik möglichst feinnetzig zu fassen. Die bekannte Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen gilt in Richtung Vor- wie in Richtung Postmoderne. Es gibt nur verschiedene Schichttorten.

Gerd Hoppe ortet im riesenhaften Zusammenhang unter der Überschrift „An den Rand gedrängt?“ „(d)ie wechselhafte Rolle des Menschen im astronomischen Weltbild der Moderne“. Aristoteles und vor allem Kepler werden zu Schlüsselfiguren mit Schlüsselkonzeptionen. Die Stellung des Menschen ist relativiert worden, nicht schlechterdings beseitigt. Die Säkularisierung ist mit starken Grenzen versehen. „So gesehen ist nicht die Welt an sich säkularisiert. Vielmehr haben sich Astronomie und Physik auf eine säkulare, entzauberte Insel zurückgezogen, mit der Forderung, dort allein zu regieren.“ Der Giordano Bruno- und Galileo-Streit scheint endgültig behoben: „Da wir nun wissen, wie sehr unser Blick auf das Universum durch unsere Existenz etwas Besonderes hat, werden wir die Sonderstellung im Weltall, in *unserer* Welt, nicht mehr verlieren können. Die Frage nach der Rolle Gottes ist zur persönlichen Frage geworden, aber es ist möglich geblieben, sie zu stellen“ – so lauten die Schlussätze.

Reimer Hansen vertritt die schon im Titel seines Beitrags steckende These einer geradezu restlosen „Historisierung der Natur und der Naturwissenschaften“ (der Titel ist anfänglich noch mit dem bestimmten Artikel „Die“ ausgestattet). Aus der restlosen Historisierung, die breit gebildet wie ein Geschichtsbuch, Dimensionen der Wirklichkeit und der Fächer durchdringendes Thema con variatione vorgetragen wird – und wie alle anderen Beiträge gleicherweise mit einer weiterführenden Literaturliste versehen ist –, wird eine weitere These heraus entwickelt: nämlich dass eine Einheit der Wissenschaften und ihrer Wirklichkeiten vorhanden sei – im Unterschied zu vielen Annahmen seit C.P. Snow und seinen Beobachtungen zur schwer-, wenn nicht unüberbrückbaren Spaltung in Wissenschafts- und Wirklichkeitskulturen.

Kurt Jax schlägt zum ersten Mal explizit das schon von Ute Luig einleitend berührte Thema problematischer, ja erweisbarmaßen falscher normativer Naturbegriffe an, die kuckucksgleich ihre Werteier, als seien sie neutral, in fremde Nester legen. „Mißtönende

Harmonien: Naturvorstellungen und Theorieentwicklung in der Ökologie und ihre Folgen für den Naturschutz“ lautet konsequent der Titel seines Beitrages. Der Naturschutz und seine Ideologeme samt ihrer politisch nazistisch verhängnisvollen Funktionalisierungen werden an späterer Stelle von Götz Frömming und Georg Menting/Gerhard Hard noch zwei Mal explizit aufgegriffen. Der Naturschutz kehrt als ambivalent changierende Farbe auch in anderen Beiträgen etwa zur Entwicklungspolitik (Shalini Randeria) und zum ökologisch einseitig rettendzerstörenden Tourismus (Ute Luigs Schlussbeitrag) wieder. „Das Kernproblem bleibt jedoch das Gleiche“, so Jax gegen Ende seines Beitrags. „Die Bestimmung dessen, was im Naturschutz erhalten werden soll, unter welchen Umständen welche Objekte geschützt werden sollen, ist von der wissenschaftlichen Ökologie nicht zu beantworten, obwohl dies immer wieder gefordert und propagiert wird.“ „Die Festlegung der Ziele ist eine gesellschaftliche Aufgabe.“

Gerhard Hards „Die ‘Natur’ der Geographen“ führt ins Herz der Geographie als Wissenschaft, insbesondere der Geographie als „deutscher Wissenschaft“. Konträr zu Hansen, allerdings in einem bestenfalls impliziten, keinem ausdrücklich geführten Dialog, beobachtet Hard wissenschafts- und wirklichkeitsgeschichtlich zwei nicht mit einander kommunikable Wissenschaftssprachen im gleichen Fach, zwei Fächer also in einem. Diese

Herz der Geographie

zwei Sprachen, die eine, die der „Illusion“ anhängt, „es sei unproblematisch, sozial- und kulturwissenschaftlich über Naturphänomene zu sprechen“, die andere, der „jedes Interesse“ „am Naturbegriff“ abgeht, für die entsprechend die „heutigen Naturwissenschaften“ zuständig sind, haben die Geographie in Form der „klassischen Geographie“ mit Herder’schem Ursprung und Carl Ritter’scher Dominanz und in Form naturwissenschaftlicher Geographieprägung in zwei weithin konsekutiven Paradigmata angeleitet. Freilich gilt auch, schon im allgemeinen Sprachgebrauch und geographischen Verständnis, die Gleichzeitigkeit beider Paradigmata. Demgemäß stellt Hard fest: „Der Riß, der durch das ganze moderne Wissenschaftssystem hindurchgeht, geht nun auch durch die Geographie.“ Mit Bachelard spricht er an anderer Stelle von einer „rupture épistémologique“. Am schimmernden und schummrigen Begriffsbild „der Landschaft“ macht er schließlich einsichtig, warum außerhalb und überschwappend innerhalb der Geographie als Wissenschaft der weite, kulturell ausufernde Naturbegriff den engen, nahezu gänzlich enteigneten Naturbegriff – Unbegriffe im begrifflich präziseren Sinne beide – immer erneut an den Rand drängt.

Hans-Dietrich Schultz hat schon im Umfang mit über 50 Seiten einen im Material zuweilen fast überquellenden Kernbeitrag des Bandes geleistet. Sein von Volz (1925) geborgter Titel korrespondiert auffällig mit dem seinerzeit fast gleichzeitig publizierten Romantitel Hans Grimms, der dann in der nationalsozialistischen „Großraumpolitik“ massenmörderische Karriere machte: „Volk ohne Raum“. Im Untertitel von Schultz’ Beitrag wird das Politikum im Zitat entsprechend deutlich: „Nationalstaatsbildung und industrielle Moderne in der deutschsprachigen Geographie.“ Natur, Klima, geographische

Vorfindlichkeiten werden wie bekannte kausale Größen behandelt, die die habituelle Prägung sozialer Kollektive „natürlich“ erklären lassen. Ein- und Ausgrenzungen werden naturwüchsig gewalttätig. Entsprechend liegt, Schultz zufolge, dem „Paradigma der klassischen Geographie“ die Annahme einer „Wahlverwandtschaft von Land und Volk“ zugrunde. Proben solcher Annahmen zur Wahlverwandtschaft, zum naturgegebenen Nationalcharakter, zur „Volks- und Völkerkunde“ werden von Geographen und Nichtgeographen reich, quer durch das 19. und 20. Jahrhundert bis in unsere Tage versammelt. Da bleibt dann kein Natur, Gesellschaft und Politik ersiehendes Auge mehr ideologisch trocken. Nur eine Illustration. „Ein anderer Autor stellte (am Beispiel Böhmens) klar: ‘So sehen wir die anthropogeographische Forderung kühn hervortreten: *auf Einheitsboden wird geschichtliche Einheitsmacht*’ (Herneck 1904/1995).“ Dem dauernden Ebenenwechsel von Normen zu Beobachtungen, von Annahmen zu Aussagen, von historischen Gegebenheiten zu Naturannahmen und so weiter und so fort sind dokumentenkundig keine Grenzen gesetzt. Schultz präsentiert seine engzeilig ausgezogenen Quellen nicht einseitig. Er zitiert auch gewichtige Gegenstimmen. So beispielsweise die klugen Bemerkungen des Soziologen (und Max-Weber-Freundes) Robert Michels, der 1913 konstatiert: „Natürliche Grenzen stehen also, wenn wir von anomalen Verhältnissen absehen, in unauflösbarem Widerspruch zu dem Nationalitätenprinzip“. Schultz resümiert in seinen „Schlussbemerkungen“ einleuchtend: „Die Erdoberfläche mit ihren Flüssen, Bergen, Ebenen, Küstenlinien etc. fungierte lediglich als *räumliche Sinndeponie* für soziale Prozesse.“

Ute Degner gibt in ihrem eher knappen Beitrag „Literarische Natur: Vom Text der Natur zur Natur des Textes“ an den Exempeln Joseph von Eichendorff, Hugo von Hofmannstahl und Robert Walser literaturtheoretisch ambitionierte Hinweise darauf, dass moderne Literatur, grob Literatur nach 1800, nicht in der „Negation des althergebrachten Naturbegriffs“ aufgehe. „Vielmehr“, so fasst sie ihre Ausführungen zusammen, „bedienen sich die Poetiken ganz nach Gutdünken in je verschiedenen Weisen der pluralistisch gewordenen Natur.“ „Die moderne Entdeckung der natürlichen Kontingenz der Welt gestattet es dem künstlerischen Bewusstsein, in die Differenz von Natur und Kunst gemeinsame Merkmale einzutragen.“

Urte Undine Frömming zeigt am Exempel der „Naturaneignung auf Flores (Indonesien)“ unter dem Haupttitel „Vulkane und Gesellschaften“, wie borniert westliche Modernitätsthusiasten anzuschauen und zu begreifen tendieren. Schon ihr treffliches, von Empedokles geborgtes Motto, dem Friedrich Hölderlin ein in der Sache Natur und Moderne einschlägiges herrlich utopisches Fragment gebliebenes Stück in drei Varianten gewidmet hat, mahnt allzu rasche Grenzzieher zur Vorsicht. „Natur ist in keinem der Dinge, sondern Mischung allein und Trennung allein des Gemischten gibt es; den Namen der Natur für dieses erfanden die Menschen.“ Wie Natur im Plural zu fassen ist, so lautet die ‘Moral’ ihrer indonesischen, mit einem theoretischen Überhang begonnenen ‘Geschichte’, so auch Moderne. „Was innerhalb des philosophischen Diskurses der Moderne verklärt als das *Andere* der Vernunft oder als ‘Zauber’, oder aber als ‘vormodern’ tituliert wird, zeigt sich bei

empirischer Untersuchung in nicht-westlichen Gesellschaften nicht nur als hochkarätiger Logos, sondern auch als komplexes soziales Wesen und Ordnungssystem.“ Logoi also, nicht logos.

Almut Weiler setzt die ethnologischen Inkurse anders mit Gewinn fort. Sie zeigt wie beim „Naturverständnis nomadischer Viehzüchter in der Mongolei: alte Traditionen mit neuen Werten“ sich verbinden oder doch verbinden könnten (Der Titel hebt mit „Zum“ an und endet mit einem Fragezeichen). Das ‚Schicksal‘ der jahrhundert-, wenn nicht jahrtausendealten nomadischen Viehzüchtere in der Mongolei wird neuerdings durch zwei sich ablösende revolutionierende Wellen enteignend bestimmt. Seit 1924 von der „Kollektivierung der Landwirtschaft“ und seit 1989 von der dieser nur teilweise konträren „Privatisierung“. Mongolische Viehzüchter werden zitiert, die den Anschein erwecken, als könnten sie allgemein „Tradition“ und „Innovation“ produktiv selbst bestimmen. Den eher optimistischen Ausblick der lokal ungleich kenntnisreicheren Autorin mag der Rezensent nicht zu teilen.

Von Exkursen „weit hinten“ in der Mongolei und in Indonesien springt man im aufregenden Wechselbad Moderne/Vormoderne/Postmoderne mit *Götz Frömming* wieder in die offenkundig mehrschneidige und alles andere als eindeutige Moderne (diese Bemerkung gilt nicht nur für das Deutschland vor 1945 und seinem „langen Weg nach Westen“; sie gilt auch für „den“ „zivilisierten“ Westen“ hic et nunc allgemein). Geht oder ging der Weg notwendig „Vom Heimatschutz zum Rassenwahn?“, so fragt Frömming in seinem Beitrag „Zur Entstehung der bürgerlichen Naturschutzbewegung“. Protagonisten dieser „Bewegung“ bis hinein ins „Dritte Reich“ werden vorgestellt. Dass dasselbe dann für die gläubigen „Blubo“-Vertreter in einer einzigen Enttäuschung endete, hätte sich schon vorweg verstehen können, wenn die Augen nicht durch die „zweite Natur“ herrschaftsgläubig verklebt gewesen wären: „... zeigte sich schon lange vor Kriegsbeginn die im Konfliktfall ‚bedingungslose Unterordnung‘ des Naturschutzes unter die Wirtschafts- und Aufrüstungsinteressen des nationalsozialistischen Staates.“ Eine von Himmlers berüchtigten Äußerungen besitzt, wenn man ihren zweiten und dritten Anschein wahrnimmt, mehr als nationalsozialistische Bedeutung: „Ich bitte dafür zu sorgen“, so Himmler 1937, „dass auf allen Grundstücken, die der SS und Polizei gehören – Unterkünfte, Konzentrationslager und sonstige Grundstücke – (...) überall an den Bäumen und Sträuchern zahllose Nistgelegenheiten für Singvögel angebracht werden und dafür gesorgt wird, dass die Vögel ungestört von Katzen und Menschen hier unterkommen können. Ich wünsche, dass die SS und Polizei auch auf diesem Gebiet in der Liebe zur Natur ein Beispiel gibt.“

Georg Menting und Gerhard Hard setzen Frömmings Beitrag anders fort: „Trauer um Dodo“, einen großen, fetten, nicht flugfähigen Vogel, den es bis zum 17. Jahrhundert auf Mauritius gegeben hat, lautet der Titel. Am Dodo als Symbol wird „Eine frühbarocke Tragödie als modernes Naturschutzsymbol“ aufgeführt. Eine der ausblickenden Bemerkungen angesichts des symbolisch übermäßig befiederten Dodo und seines darob bis in die Gegenwart gleitenden Flugs leuchtet, fast unmittelbar, ein: „Der Soziologe Luhmann hat den of-

fenbar mental verankerten Mangel an Reflexion sogar als charakteristisches Merkmal der ökologischen Literatur, der grünen Bewegungen und grünen Professionen hervorgehoben und Zweifel daran geäußert, ob 'die Sorge um die Umwelt die Sorglosigkeit der Rede darüber rechtfertigen könne'.

Shalini Randeria. Bei ihr werden wir in ganz andere Zusammenhänge verrückt. Und bleiben doch beim Thema: der Sorge und der Sorglosigkeit, die sich nicht wechselseitig aufheben. „Globalisierung, rechtlicher Pluralismus und umweltbezogene Gerechtigkeit: Weltbank, NROs und Staat in Gujarat (West-Indien)“ lautet der Titel. Er macht darauf aufmerksam, dass es hier um globale Probleme und Akteure geht, Probleme, die lokal aufgenötigt, umgesetzt und erfahren werden. Lokale Akteure oder lokal orientierte Akteure à la NGOs treten globalisierungskritisch auf und suchen lokal-regionale Zusammenhänge eigenbestimmt zu schützen. Alle Konflikte, alles Handeln findet inmitten verschieden verstandener und verfolgter „umweltbezogener Gerechtigkeit“ statt. „Gerechtigkeiten“ im Plural also auch hier. Rechtliche Regelungen und Instrumente nehmen hierbei qualitativ verschiedene Formen und Wirkungen an. Freilich: die globalen Interessen dominieren. Nationales und internationales Recht erscheinen durchgehend, selbst wenn es sich lokal erfolgreich benutzen lässt, zweiseitig. Als Exempel dienen pastorale Gemeinschaften in Gujarat, deren eigene, selbstbestimmte 'Modernisierung' durch ganz anders interessierte 'Modernitäten' überlagert und marginalisiert wird.

Ute Luigs Beitrag „Die Victoriafälle: Touristische Eroberung, Vermarktung und Inszenierung von Natur“ schließt den Band ab. Auch in diesem balgen sich die Ambivalenzen. „In dieser Hinsicht hat sich in ihnen (den Victoria-Fällen, WDN) ebenso eine Sozialgeschichte des Tourismus wie eine Geschichte kolonialer Appropriation von Natur eingeschrieben, die das Aufeinandertreffen afrikanischer und europäischer Wertvorstellungen und Machtkonstellationen ebenso widerspiegelt wie die ihnen zugrunde liegenden Transformationsprozesse.“ Eine schier unendliche, letztlich freilich dann doch entfremdend ausbeuterisch eindeutige Geschichte. „Der gegenwärtige Tourismus in den Victoria Falls unterscheidet sich in fundamentaler Weise vom Luxus-Tourismus vergangener Jahrzehnte: er wurde durch die Transformation zum Massentourismus demokratisiert und durch eine veränderte Haltung gegenüber den Tieren und der Natur 'zivilisiert'. Der Schutz der Natur, in der Einrichtung der Nationalparks versinnbildlicht, hat zumindest ideologisch Vorrang vor ihrer Zerstörung. Die Voraussetzungen für diese grundlegende Transformation lagen indes nicht nur in der Entwicklung der kolonialen Gesellschaften, die der autochthonen Bevölkerung ihr Verständnis von Natur durch strukturelle Gewalt aufzwingen, sondern basierten auch auf parallel laufenden Entwicklungen in Europa.“

Diverse Perlen mit manchen Kettengliedern

Einem aus einer Ringvorlesung 'gewachsenen' Sammelband ist nicht vorzuwerfen, dass ihm eine orchestrale Komposition und Direktion fehlt. Darum täuscht der Untertitel. Es

handelt sich nicht um „interdisziplinäre Ansichten“. Vielmehr haben sich verschiedene, kompetente und gegenwärtig aufgeklärte Fachvertreterinnen und Fachvertreter, deren Gebiete nicht allzu sehr auseinander verstreut liegen, zusammengetan und eine lose Kette von Vorlesungen von ihrem Ansatz aus zum Hauptthema vorgelegt. Das macht die (begrenzte) Buntheit, das macht auch das verbleibende Missbehagen am mäßig verwirrenden Blumen-duft des Straußes aus.

Dennoch lassen sich, wenn schon keine kelternde Zusammenfassung, so doch einige Kettenglieder entdecken. Sie geben der Aufsatzreihe, wenn man sie in einem Zug durchliest, einen eigenen Reiz.

Davon, dass alle Beiträgerinnen und Beiträger Substanzbegriffe à la „die“ „Natur“ und „die“ „Moderne“ vermeiden und sich des jeweils perspektivischen Konstruktivismus der damit bezeichneten Phänomene bewusst sind, war schon die Rede. In diesem Sinne haben sie Nietzsches Stoa alle den Rücken zugekehrt. Dort, wo es um die eigenen Bezüge und Bauelemente der Konstruktion geht, verfahren die im Band „Natur in der Moderne“ Versammelten freilich zu wortkarg. Allerdings ist einzuräumen, dass Aufsätze ihre quantitativen und gerade hierin ihre qualitativen Grenzen haben. Mehr ist zu bedauern, dass nirgendwo die in und zwischen den Beiträgen erkenntlichen Spannungen aufgegriffen werden. Wäre, wie R. Hansen anzunehmen scheint, die Einheit der Wissenschaften noch prinzipiell gegeben, dann wären die Folgerungen auch in Sachen Natur und Moderne nicht zuletzt in ihrer begrifflichen Fassung erheblich. Wenn diese Einheit jedoch, Hard und anderen zufolge, selbst im Fach der Geographie mitnichten gegeben ist, dann stellt sich die Frage nach dem Verhältnis der diversen Wirklichkeits-, in diesem Falle der diversen Naturkonstruktionen. Welche der Konstruktionen dominiert, warum, welche Interessen sind im Spiel, welche Folgen zeitigt die nachbegriffliche Dominanz der „Natur“-Wissenschaften? Schade, dass Hard diesen Problemfaden liegen gelassen hat. Indes: er wird nirgendwo, selbst nicht in Schultz' materialreichem Artikel herausgeholt. Dort hätte die merkwürdige „Naturtiefe“ der singularen „Volkstiefe“ gut an die herrschaftsflache Oberfläche befördert werden können. Dementsprechend ist in etlichen Beiträgen von Macht und von Herrschaft die Rede. Letzterer haben sich gerade diejenigen, intellektuell nicht zu entschuldigen, unterworfen, die all ihre Gesellschaftsvorstellungen wie unvermittelt aus der Natur entnommen haben. Nur: diese Macht- und Herrschaftsspuren bleiben in den Beiträgen zu punktuell. Sie werden nicht aufgenommen. Das, was Moderne ist, ihr durchgehender Herrschaftscharakter, die Vernichtung innerhalb dessen, was da Zivilisation heißt – das und anderes bleiben wohlgefällig dunkel. In diesem Sinne eckt der Band mit all seinen klugen Beiträgen insgesamt zu wenig an.

Fehlfarben

Eine alter, guter Rat an diejenigen, die Rezensionen verfertigen, besteht im Postulat, man solle sich auf das konzentrieren, was ein Buch will und tut und nicht auf das, was fehlt.

Bekanntlich kann keine Abhandlung, zumal keine Ringvorlesung in ihrem Semester- und Vortragstakt ein Thema einigermaßen ausholen. Ich will also nicht unvermeidliche, wengleich schmerzliche Lücken markieren, die auffallen müssen, wenn man das Thema ernst nimmt. Dass der Streit unter den „Naturbegriffen“, gerade dort, wo nur naturwissenschaftlich-technologisch-kapitalistisch verfahren wird – und die Anstrengung des Begriffs gar nicht mehr ver-

sucht wird –, nicht weiter aufgegriffen und fortgeführt worden ist. Dass die

es reichen postmoderne begriffliche Konstruktions- und Dekonstruktionskünste nicht mehr aus

heute weltweit dominierende Geopolitik und Geoökonomie nicht weiter traktiert worden sind. Dass „harte“ ‘natürliche’ Gegebenheiten wie die Ressourcenverteilung in der Welt nicht einmal erwähnt worden sind. Wie viel riecht in globaler Herrschaftskonkurrenz, die immer zugleich eine des Wohlstands, eine um Reichtum ist, nach Öl, nach anderen gesellschaftlich vorgegebenen natürlichen Vorkommen und mehr und mehr nach Wasser?! Da reichen postmoderne begriffliche Konstruktions- und Dekonstruktionskünste nicht mehr aus. Allein eine Schwierigkeit will ich hervorheben, die all wir modernen Pfarrers-töchter und -söhne des Perspektivismus, des Konstruktivismus und seiner Schwester, des Dekonstruktivismus bedacht unbedacht umschleichen. Nicht nur bleibt erkenntnistheoretisch-methodologisch die dauernde Frage zu stellen, von welcher wie immer prekären „Basis“ wir selbst ausgehen, wenn wir „Wirklichkeit“ und sei es mit noch so viel Führungszeichen, und sei es nur hinsichtlich der Fehlmeinungen anderer, bauen oder auf ihr Interessengeflecht hin zertrümmern. Kommen wir ganz ohne „Natur“ aus? Sumus, ergo cogitamus. Sie bildet doch wohl nach wie vor selbst im Zeitalter hybriden Klonens die Bedingung der Möglichkeit all unser Kunst. Es sei denn, wir hätten Tod und alle materiellen Abhängigkeiten ausgeschaltet. Kurzum: welche materiellen Bedingungen in einem weiteren Sinne, indes angefangen von der „oseo-muskulären Ausstattung des Menschen“, von der Andre Léroi Gourhan in seinem aufregend bleibenden Buch spricht, ist, wie immer sie im einzelnen gesellschaftlich zu fassen sind, als gesellschaftlich anverwandelter Kern, als „Natur“ in der Gesellschaft notwendig? Und wie unterscheiden sich die gesellschaftlichen „Naturklassen“ und die Gesellschaften in ihren nie restlos trennbaren Mischungsgraden. „Es bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich und wär‘ er von Asbest, er ist nicht reinlich.“ Dieser Frage folgt die nächste auf dem Fuß. Viele Beiträge dieses Bandes zeigen, wohlbegründet, dass alle natürlichen Umständen, gar „der Natur“ zugeschriebenen kausalen Wirklungen nicht anderes als interessierte Projektionen darstellen. Heißt das aber, dass natürliche Vorfindlichkeiten à la Klima und dergleichen mehr beliebig ‘gehandelt’ werden könnten? Stellen ökologische Faktoren im weiten Sinne nicht immer erneut wichtige Bedingungen unterschiedlichen menschlichen Lebens dar, die zusammen mit anderen Bedingungen ernst genommen werden müssen, ohne dass man ihren genauen kausalen Effekt ausmachen könnte? Letzteres geht jedenfalls in den Sozial-

und Geisteswissenschaften in aller Regel durchgehend nicht. Langum: die erkenntnistheoretischen, die methodologischen, die begrifflichen und die praktischen Verlegenheiten (Aporien), in denen wir alle mitten drin stecken, analytisch wie praktisch, werden mir zu wenig kund getan. Geschähe dies, würden auch eher Wege gefunden werden können, mehrere Naturen und mehrere Gesellschaftsformen nebeneinander existieren zu lassen. „Die (als kapitalistische nicht thematisierte) Moderne“ heute vernichtet täglich nicht nur Pflanzen- und Tierarten. Sie droht vielmehr die Lebensbedingungen anderer „Menschen-typen“ (Max Weber) als die des homo globalis flexibilis in zunehmendem Tempo unmöglich zu machen. Das Thema „Natur in der Moderne“ bleibt demgemäß aufregend, erregend, als das politische Thema auf der Tagesordnung. Der kritische Ansatz des Bandes verharrt darum einseitig und zu sehr vergangenheitsgewendet.

Das Titel-Zitat dieser Besprechung gibt eine Äußerung Woyzecks wieder. Recht verstanden zeigt sie die ganze Komplexität des Banalen. Der Doktor erwidert Woyzeck darauf seinerzeit naturwissenschaftlich gewiss: „Die Natur kommt, die Natur kommt! Die Natur! Hab ich nicht nachgewiesen, dass der Musculus constrictor vesicae dem Willen unterworfen ist? Die Natur! Woyzeck, der Mensch ist frei, in dem Menschen erklärt sich die Individualität zur Freiheit. – Den Harn nicht halten können!“

Günther Beck ■

Wieder zu lesen: Alexander von Humboldts *Kosmos*

Als vor nunmehr 10 Jahren Alexander von Humboldts Alterswerk, der *Kosmos*, zusammen mit einigen anderen seiner Hauptwerke in Form einer Studienausgabe neu ediert wurde, stellten Verlag und Herausgeber es den Lesern anheim, den bis dahin allein vorgelegten ersten beiden Bänden des *Kosmos* die Bände 3 bis 5 des Originals folgen zu lassen, sollte dies gewünscht werden.¹ Bei dieser eingeschränkten Ausgabe ist es bis heute geblieben – warum wohl? Ist diese *editio castigata* des *Kosmos* möglicherweise der Beschränkung der Edition der Hauptwerke Humboldts auf eine „Studienausgabe“ zu schulden oder gibt es dafür eventuell noch andere Gründe, die einen stärkeren Wunsch nach einer uneingeschränkten *Kosmos*-Ausgabe kaum aufkommen lassen? Bevor auf die zweite – entscheidendere – Frage eingegangen wird, zunächst einige Anmerkungen zur Studienausgabe selbst:

Es gibt gewiss mehrfache Veranlassung, einem breiteren Kreis von Lesern Alexander von Humboldts Hauptwerke in Form einer Studienausgabe vorzulegen, zumal wenn die insgesamt sieben Auswahl-Bände von einem der besten Kenner Humboldts, Hanno Beck (im Folgenden „H. B.“), herausgegeben, eingeleitet und kommentiert sind. Denn zum einen fehlt in der Gegenwart eine solche der interessierten Öffentlichkeit leicht zugängliche Edition, und zum anderen rechtfertigt sich ein solches Unternehmen gewissermaßen allein schon durch die Annahme, dass wohl eine jede Generation von Lesern mit dem Anliegen aufwartet, sich einen als ‘klassisch’ anzusehenden Text auf Basis der seit dem 19. Jahrhundert veränderten wissenschaftlichen Erkenntnis resp. der gewandelten kulturellen Situation immer wieder einmal neu zu vergegenwärtigen – gemäß den in letzter Zeit erschienenen zahlreichen Veröffentlichungen zu Humboldt dürfte ja zweifelsohne ein aktuelles Interesse an ihm und an seinen Schriften bestehen.² Letzterem widerspricht meines Erachtens nicht, dass eine geplante EDV-Ausgabe von Humboldts 34-bändiger *Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent* (Paris 1805-1834) wegen mangelnder Nachfrage bislang nicht zur Ausführung kam;³ denn solche elektronisch gespeicherten Texte machen diese zwar dem raschen und selektiven Zugriff zugänglich, sie sind aber nicht eigentlich dafür gedacht, den Trennspace zwischen dem wissenschaftlichen Experten und dem interessierten Laien zu überbrücken.

Allein schon Humboldts *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung* – das Werk, das ihm den größten literarischen Ruhm einbrachte – hätte es verdient, aus den

genannten Gründen in einer Neuausgabe vorgelegt zu werden. Der Verlag und der Herausgeber der Studienausgabe haben sich allerdings, da es in deutscher Sprache nie eine – zusammenstimmende – Ausgabe der „maßgebenden Schriften“ Humboldts gegeben habe (siehe Bd. I, S. 22), für eine umfassendere Werkauswahl entschieden; diese enthält, wie erwähnt, neben den ersten beiden Bänden des *Kosmos*, erschienen in zwei Teilen als Band VII/1 und VII/2 der Studienausgabe und ergänzt durch ein Beiheft mit 8 Tafeln aus Heinrich Berghaus' Atlas von 1852, noch die genannten weiteren wesentlichen Schriften aus Humboldts umfangreichem Werk, wobei Band I (*Schriften zur Geographie der Pflanzen*) die Einführung in die gesamte Studienausgabe enthält.

Die Grundsätze, von denen die Studienausgabe ausgeht, hat der Herausgeber in dieser „Einführung“ dargelegt (siehe Bd. I, S. 22 f.). Eine nähere Begründung für eine auf den (allerdings ungekürzten) Text der Bände 1 und 2 eingeschränkte Ausgabe der *Kosmos* ist jedoch weder dieser allgemeinen Einführung in die Studienausgabe noch dem Kommentar des Herausgebers zum *Kosmos* in Bd. VII/2 zu entnehmen, sieht man von der gewissermaßen eine strikte Evidenz beanspruchenden Ansicht des Herausgebers ab, dass wir mit den ersten beiden „grundlegenden Bänden [des *Kosmos*] ein in sich geschlossenes, für sich sprechendes Werk“ besitzen (Bd. VII/2, S. 408). Oder sollte Gesamtausgaben nicht sogar generell der Verdacht entgegengebracht werden, dass ihnen – indem sie mit ihrem Umfang „protzen“ – „leicht etwas Banausisches“ anhaftet, wie Adorno in seinen *Bibliographischen Grillen* vermerkt (hier zit. nach Honnefelder 1985, S. VI), auch um damit dem Bedürfnis nach Vollständigkeit das Argument entgegenzuhalten, dass eine Sammlung selbst des 'Vortrefflichen' Zugänge eher verbauen als eröffnen kann (siehe *ibid.*)? Dürften also Kürzungen bei einer *Studienausgabe* so umfänglicher originaler Texte, wie sie auch die anderen wichtigen Schriften Humboldts enthalten, nicht schon aus dem Grunde als angebracht erscheinen, um die Edition zugänglich und lesbar – sowie erschwinglich – zu machen? Wie man dazu auch stehen mag: für eine speziell auf die eingeschränkte Ausgabe des *Kosmos* bezogene, befriedigende Begründung reichen diese Argumente m. E. (noch) nicht aus.

Unabhängig vom Problem der vollständigen oder unvollständigen Herausgabe eines Werks wäre vielleicht vorweg zu fragen: ist nicht gerade der *Kosmos*, obgleich als Originalausgabe (1845-1862) „heute eine gesuchte Rarität“⁴, ein immer wieder neu aufgelegter, daher als Buch ein gut greifbarer und als Text ein gut gesicherter Teil von Humboldts Werk? Die letzte auf dem deutschen Buchmarkt vorliegende Ausgabe dieses Werks, mit dem bezeichnenden Titel „Alexander von Humboldt: Kosmos[,] für die Gegenwart bearbeitet von Hanno Beck“ – eine jetzt freilich nur noch antiquarisch erhältliche, gekürzte Ausgabe der ersten beiden Bände (zusammen mit dem einleitenden Kapitel des dritten Bandes) des *Kosmos* – datiert aus dem Jahr 1978.⁵ Nach dem Herausgeber dieser Ausgabe handelt es sich dabei um eine „Fassung ..., die erstmals den Text auf die ursprüngliche Konzeption der Physikalischen Geographie zurückführte“ (Bd. VII/2, S. 342; Hervorhebung original) – eine nicht ganz eindeutige bzw. nicht ganz unproblematische Formulierung, scheint sie ja Eingriffe in den Text dieser Ausgabe und für alle folgenden von H. B.

herausgegebenen *Kosmos*-Editionen zu annoncieren, was sich streng genommen so allerdings weder für die Ausgabe 1978 noch für die Neuedition 1993 nachweisen lässt, nimmt man die Kürzungen im Text der 'Leseausgabe' von 1978 einmal aus.

Das Editionsproblem ist im Grunde genommen – und dies gilt demzufolge ebenso für H. Bs. Studienausgabe von Humboldts Werk – daher auch etwas vielschichtiger als die durchaus nicht unwichtige und für einen Herausgeber nicht einfache Frage nach der zu treffenden Auswahl: Zunächst einmal geht es wie bei allen Neuauflagen ja darum, den wiedergegebenen Texten ihre Authentizität zu bewahren, bei allen eventuell anzubringenden Kürzungen, erforderlichen sachlichen Korrekturen oder gebotenen orthographischen Modernisierungen; und des weiteren geht es bei den ggf. für die breitere Leserschaft beigegebenen Erläuterungen um das Problem, was und wie und in welchem Umfang zu kommentieren ist.

Authentizität bewahren

Speziell was den *Kosmos* betrifft, gibt es jedoch auch noch einige weitere gewichtige Gründe für eine Neuauflage, wie aus dem Nachstehenden hervorgehen mag. *Zum einen* handelt es sich wohl um das meistgelesene, zumindest um das meistgekaufteste Werk Humboldts, dessen erste beide Bände schon bald nach ihrem Erscheinen (1845 bzw. 1847) mehrfach nachgedruckt werden mussten (und auch die drei Folgebände wurden in hoher Auflage nacheinander 1850, 1858 und 1862 gedruckt; siehe Bd. VII/2, S. 354 f.). Und dieses Werk kann – wie erwähnt – derzeit nur antiquarisch erworben werden. *Zum anderen* ist der ja ebenfalls vergriffene, 1978 beim Antiquariums-Verlag Brockhaus erschienene, von H. B. bearbeitete *Kosmos* derart mit Mängeln behaftet (von der lohnenden „Einführung“ des Herausgebers abgesehen), wie sich bei genauerer Durchsicht dieser Ausgabe erkennen lässt, dass diese selbst zu den von H. B. als „bedenklich“ charakterisierten Editionen (siehe Bd. VII/2, S. 341) zu zählen ist.

Dazu nur einige kurze Hinweise: Auslassungen im Text werden in der Regel nicht kenntlich gemacht (siehe etwa nur S. 24, letzter Absatz, oder S. 36, erster Absatz und nachfolgender Text); die Zeichensetzung ist überaus nachlässig gehandhabt, sie ließe sich auch kaum mit einem der vorhandenen Archetypen von Humboldts *Kosmos*, weder dem Original noch einer der nachfolgenden Editionen, rechtfertigen;⁶ darüber hinaus treten vielfach Verschreibungen auf,⁷ welche die von Korruptelen auch sonst durchzogene Ausgabe von 1978 kennzeichnen.

Umso mehr erfüllt der jetzt vorliegende 2-bändige *Kosmos* das Desiderat einer textlich sowie editorisch vorbildlich redigierten Studienausgabe, wie auch der Vergleich mit ausgewählten älteren Ausgaben zeigt.⁸ Eine historisch-kritische Ausgabe der Schriften Humboldts sollte jedoch entsprechend dem Auftrag des Verlags nicht geboten werden (Bd. I, S. 22). Zurecht verweist der Herausgeber darauf, dass es eine mehrschichtige, unterschiedliche Überlieferung von Humboldts Schriften nur in wenigen Fällen gibt und von daher verschiedene Lesarten sinnvoll nur einige wenige Textstellen erhellen würden (ibid., S. 22 f.).

Speziell was den *Kosmos* betrifft, ist zunächst einmal hervorzuheben, dass die Neuausgabe auf den besten verfügbaren Text zurückgreifen kann, nämlich auf die ‘verbesserte’ oder ‘kleine’ (4-bändige) Ausgabe (1858-1860, redigiert von Eduard Buschmann), die – wie H. B. anführt – allgemein unbeachtet blieb (und die überdies nicht leicht zugänglich ist).⁹ Nicht allein in Bezug auf diese Bände sind die Hinweise des Herausgebers äußerst aufschlussreich; auch seine Angaben und Erläuterungen zur Bibliographie der *Kosmos*-Ausgaben überhaupt sind in besonderem Maße hilfreich, geben sie ja dem Leser erst die Möglichkeit, ihm über Bibliotheken zugängliche oder eventuell sogar in seinem Besitz befindliche Ausgaben chronologisch und editions geschichtlich einzuordnen; denn nicht in jeder Ausgabe ist das Erscheinungsjahr mit eingedruckt (so z. B. nicht in der mir vorliegenden Separat-Ausgabe des *Kosmos* der 12-bändigen „Gesammelten Werke von Alexander von Humboldt“, erschienen 1889).

Gleiches gilt für die Erläuterungen zur Entstehungsgeschichte des *Kosmos*-Werkes (Bd. VII/2, S. 350 ff.) sowie für die gleichermaßen umfangreichen Angaben und Bemerkungen über die Atlanten zu Humboldts *Kosmos* (siehe *ibid.*, S. 363-387), aus denen ja oftmals in anderen (und vielfach gerade auch in ‘populären’) Publikationen über Humboldt einzelne Karten übernommen worden sind – so auch die 8 Tafeln aus Berghaus’ Atlas von 1852, die – wie erwähnt – der vorliegenden Studienausgabe des *Kosmos* beigegeben sind.

Mit zu den belangvollsten (und aufforderndsten!) Passagen von H. Bs. Kommentar rechnen dessen Bemerkungen und Erläuterungen zu den Leitbegriffen „physique du monde“ und „Kosmos“. Für den Terminus „physique du monde“ gibt es nach ihm gute – mit Humboldts Auffassung selbst eindeutig zu belegende – Gründe, diesen mit „Physik der Erde“, „Theorie der Erde“ (und nicht: „... der Welt“ im Sinne von „Himmel und Erde“) zu übersetzen. Beharrlich (wenn nicht zu sagen: hartnäckig) insistiert H. B. – und dies gewiss nicht zu unrecht! – seit Jahren auf dieser Interpretation, auch weil er damit die „Wegscheide“, die „Wende“ (*ibid.*, S. 352 f.) bestimmen kann, an der Humboldt (etwa um 1834) zu seinem „Kosmos“-Begriff fand, der nun eben auch die ‘gestirnte’ Sphäre (und nicht nur mehr die irdische der „géographie physique“, die „Physikalische Erdbeschreibung/Geographie“ also) umfasst.

Dass in diesem Zusammenhang jeweils immer auch frühere und zeitgenössische Kontrahenten zu H. Bs. eigener Auffassung ins Spiel kommen und zum Teil ‘korrigiert’ werden (siehe *ibid.*, S. 406 f., S. 409 ff.), zeichnet dessen Ausführungen über die Wirkungsgeschichte des *Kosmos* (*ibid.*, S. 408 ff.) ebenso aus wie die Hinweise zur ‘besseren’ Lektüre des Werks (*ibid.*, S. 387 ff.) oder die Erläuterungen zu den nicht immer mit den Intentionen Humboldts übereinstimmenden *Kosmos*-Rezeptionen des 19. Jahrhunderts (*ibid.*, S. 393 ff.). Auch in den Abschnitten über die Ansichten zum *Kosmos*, die sich mit der Herausgabe der Atlanten verbanden (*ibid.*, S. 363 ff.), geht H. B. mehr oder weniger ausführlich auf die Problematik „Physikalische Geographie“ (worunter im Prinzip soviel wie ‘Allgemeine Geographie’ – der Erde – zu verstehen sei) versus „Kosmos“-Idee (die nunmehr als ‘Physische Weltbeschreibung’ auch Humboldts konzeptionelle Wende markiert) ein.

Auch wenn es an dieser Stelle nicht beabsichtigt ist, über diese knapp gehaltenen Hinweise bzw. Erläuterungen zu terminologischen Fragen, die sich (nicht nur) im Zusammenhang mit der *Kosmos*-Studienausgabe aufzutun, ausführlicher ins Inhaltliche abzuschwenken, seien doch noch einige Bemerkungen hinzugefügt, die das Problem der „Erd“- versus „Welt“-Beschreibung bzw. der geeigneten Translation und dem adäquaten Verständnis der damit verknüpften Begriffe noch von einer anderen Seite aufgreifen und beleuchten sollen. Für eine ‘verstehende’ Lektüre von Humboldts Werk halte ich nämlich über diese Klarstellungen H. Bs. hinaus für mindestens ebenso entscheidend die Frage, was Humboldts *Kosmos* denn im Besonderen auszeichnet, oder konkreter: was die darin enthaltene „Erd“- und „Welt“-Sicht auch heute noch für uns so anregend, ja lohnend macht, und das womöglich zugleich als ein Verbindendes zwischen seiner „physique du monde“ – z. B. in den *Ansichten der Natur* – und seiner „Physischen Weltbeschreibung“ – im *Kosmos* – gelten könnte.

Würde der *Kosmos* vornehmlich aufgefasst werden als eine auf die empirische Betrachtung der siderischen Sphäre erweiterte „Allgemeine Physikalische Geographie“ (die sich dann, nach dem ‘uranologischen’ Band 3, wiederum – in Band 4 und 5 – den terrestrischen Verhältnissen zuwendet), dann würde wohl kaum jemand auf die Bände 3 bis 5 zurückgreifen, um sich mit wissenschaftlicher Information über „Himmel und Erde“ zu versorgen, und auch die ersten beiden (nunmehr schon vorliegenden) Bände würden vermutlich nur wenige Leser allein wegen ihres Reichtums an allgemeingeographischen Gehalten zur Hand nehmen, es sei denn aus rein wissenschaftsgeschichtlichem Interesse an Humboldts eigenen Forschungsergebnissen und den von ihm verarbeiteten Erkenntnissen anderer Personen. Daher noch einmal: Was sonst aber zeichnet Humboldts Werk – hier: den *Kosmos* – aus, macht die Lektüre für uns weiterhin so bedeutsam, aufschlussreich?

Vermutlich beruht „das Einmalige“ von Humboldts *Kosmos* zum einen tatsächlich darauf, „daß er in der klassischen deutschen Sprache, der Sprache Goethes, geschrieben ist“ (Meyer-Abich 1969, S. 168). Und vielleicht schwingt – und damit greife ich einen Punkt auf, den H. B. in seinem Kommentar zum *Kosmos* stellenweise explizit, im Ganzen jedoch eher implizit angeht – zum anderen ja doch etwas mehr ‘Philosophie’ in Humboldts Werk mit (verbunden mit ‘Kunst’, nämlich der Darstellung der Wirklichkeit in Form eines *Naturgemäldes*), als dem „größten Geographen der Neuzeit“ (passim und in vielen anderen von H. Bs. Publikationen zur Geschichte der Geographie) mit der Würdigung zu seiner „Allgemeinen Physikalischen Geographie“ zugeschrieben wird. Wenngleich vielleicht nicht ‘Natur-Philosophie’ im engeren Sinne (weil diese den Menschen zumeist ausschließt), so doch *auch* ‘Philosophie’, und zwar – wie sich erkennen lässt – ‘Praktische Philosophie’ im kantischen Verständnis, wobei davon ausgegangen werden kann, dass Humboldt Kants *Kritik der Urteilskraft* kannte (und dies schon, bevor er den *Kosmos* verfasste), wie die einschlägige Literatur belegt.¹⁰

Mit einigem Nachdruck wendet sich umgekehrt jedoch H. B. gegen die Ansicht, Humboldts Werk beinhalte eine „Philosophie“, ja er begegnet solchen Auffassungen stellen-

weise mit offen bekundeter Ablehnung: „In ersten zaghaften Andeutungen wollen zwei Gelehrte in Humboldt einen Philosophen erkennen. Einem gewiß kenntnisreichen Autor genügte jüngst gar schon der Hinweis auf den Begriff des Zusammenhanges in einem Werk, um derartige Vermutungen zu bestärken.“ (Bd. I, S. 4)¹¹ Einmal abgesehen davon,

philosophischer Hintergrund

dass es schlecht angeht, einzelne Autoren ohne namentliche Erwähnung mit den zitierten Worten anzuführen, ist es andererseits sicherlich angebracht, „dass in dieser Frage Humboldt selbst gehört werden sollte“ (wie H. B. an gleicher Stelle hinzufügt), wobei „solche durchaus begrüßenswerten Denkansätze“ allerdings nach H. Bs. fester Überzeugung wiederum „die Entdeckung von Humboldts Physikalischer Geographie auf philosophischen Umwegen wiederholen werden.“ (Bd. I, S. 4 f.)

Um eine solche „Entdeckung“ soll es mir in den folgenden kurzen Anmerkungen zu Humboldts ‘philosophischem’ Hintergrund auf keinen Fall gehen, auch nicht darum, Analysen wie diejenigen in den erwähnten und H. B. sicherlich gut bekannten Abhandlungen von Noack (1976) und Meyer-Abich (1986) zu bestätigen oder um weitere Belege zu ergänzen. Noch kommt es mir darauf an, „in Humboldt einen Philosophen erkennen“ oder „aus seinem Werk eine Philosophie ableiten“ zu wollen; sondern ich möchte, wie oben angedeutet, hier nur einige wenige Gedanken darüber vorbringen, ob nicht ein solcher ‘Hintergrund’ – wenn er denn, wie angenommen, existiert – dazu beitragen könnte, dass uns die Lektüre von Humboldts *Kosmos* (und anderen seiner Schriften) noch heutzutage etwas aufzuschließen vermag. Als Aufhänger dazu mag eine Sentenz aus Meyer-Abichs „Nachwort“ zu Humboldts *Ansichten der Natur* dienen, in dem von der „Philosophie“ des Deutschen Idealismus die Rede ist, von welcher der *Kosmos* auf jeder seiner vielen tausend Seiten durchdrungen und erfüllt sei (Meyer-Abich 1969, S. 168) – eine Aussage, die hier in erkenntnisleitender Hinsicht aufgegriffen und bedacht werden soll. (H. B. würde sie möglicherweise nicht in jeder Konsequenz unwidersprochen entgegen nehmen.)

Ein Blick auf die erkenntniswissenschaftliche (ontologische und epistemologische) – oder wenn man so will: erkenntnisphilosophische – Dimension von Humboldts *Kosmos* würde eventuell auch *einen* Grund (mehr) liefern, eine Wiederveröffentlichung der Bände 3-5 des Werks in Betracht zu ziehen. An verschiedenen Stellen, explizit in den jeweiligen Einleitungen zu den einzelnen Bänden des *Kosmos*, hat Humboldt dargelegt, auf welche Weise er das empirische Material der Fakten durch theoretische Arbeit zu durchdringen versucht. Ausgangspunkt seiner Bemühungen ist dabei die gemäß der Kategorie der reflektierenden Urteilskraft (entsprechend Kants Praktischer Philosophie) vorgestellte Erwartung, dass die Natur nicht chaotisch, sondern strukturiert – „wohlgeordnet“ heißt es bei Humboldt – sei. Die Annahme bzw. nach Kant genauer: die regulative Idee einer „Wohlgeordnetheit“ der natürlichen Welt unterstellt, dass diese Ordnung nicht ohne Sinn ist, und dass sie als eine zugleich ‘zweckmäßige’ über den Weg der ästhetischen „Emp-

findung“ das „Gemüt“ in der Weise und in dem Maße zu bewegen – Humboldt: zu „beleben“, zu „ergötzen“ – vermag, dass es am Ende mit praktischem Handeln sich verbindet.¹²

Die Aufgabe, zwischen der Welt der Natur (deren Ablaufgesetze die der mechanischen Welt sind) und der Menschenwelt (deren Gesetzmäßigkeiten nach Freiheitsbegriffen sich richten) zu vermitteln, leistet demnach die ästhetische Wahrnehmung des Menschen. Anders als das kausalistische Denken der theoretischen Vernunft, das uns Natur ‘als solche’ ergründen lässt, vermitteln die Begriffe der praktischen Vernunft uns eine andere Natur, eine Natur ‘für uns’. Und ferner: Der Begriff der „Wohlgeordnetheit“ der natürlichen Welt unterstellt dieser nicht allein Zweckmäßigkeit, sondern fasst sie insgesamt oder in Teilen als ein „Ganzes“ auf, dem als dem Allgemeinen das Material der Fakten durch die Arbeit des ordnenden Geistes auf ein bestimmtes Erkenntnisziel hin zu subsumieren ist: Die „denkende Betrachtung der durch die *Empirie* gegebenen Erscheinungen, die Zusammenstellung des Entwicklungsfähigen zu einem *Naturganzen* [...] führt zur Erforschung von *Gesetzen*, da, wo sie zu erkennen oder wenigstens zu erahnden sind“ (Bd. 5, 1862, S. 5; Hervorhebung original).¹³

Demzufolge nimmt die (Induktions-)Arbeit, zum Besonderen der zusammenhanglosen, ‘chaotischen’ Mannigfaltigkeit der Fakten das Allgemeine einer Regel, einer Gesetzmäßigkeit zu finden, bei Humboldt besonderen Raum ein – in seiner Forschungsarbeit *und* in seinen Reflexionen: „Ein solcher Drang nach dem *Verstehen* des Weltplans, d. h. der Naturordnung, beginnt mit Verallgemeinerung des Besonderen, mit Erkenntnis der Bedingungen, unter denen die physischen Veränderungen sich gleichmäßig wiederkehrend offenbaren; er leitet zu der denkenden Betrachtung dessen, was die Empirie uns darbietet, nicht aber“ – dies vermutlich gegen Hegel gemünzt – „‘zu einer Weltansicht durch Spekulation und alleinige Gedankenentwicklung, nicht zu einer absoluten Einheitslehre in Absonderung von der Erfahrung’.“ (Bd. 3, 1850, S. 10; orthographisch modernisiert; Hervorhebung original)

Verstehen des Weltplans

Die entscheidende Frage aber, was nach heutiger Auffassung ästhetische Ansichten bzw. unser Gemüt bewegende Schilderungen für die eigentliche Naturerkenntnis leisten mögen (so Noack 1976, S. 5, und H. B. selbst ähnlich, siehe Bd. VII/2, S. 406), kann nach dem Vorstehenden auch umgewendet werden zu der Gegenfrage, was uns eine erweiterte bzw. vertiefte Naturerkenntnis über dieses ‘reine’ Wissen hinaus zu bringen vermag, und man kann dies darüber hinaus auch als Frage nach dem ethischen Gehalt des *Kosmos*, nach der Humanitas dieses Werks auffassen.¹⁴ Und da auch diese Frage nicht allein als eine solche nach dem empirischen Gehalt des *Kosmos* zu verstehen ist, sondern danach, wodurch Humboldt es gelingt, die Welt der ‘mechanischen’ Gesetze der Natur mit der Welt der ‘moralischen’ Gesetze der menschlichen Gesellschaft zu einem ‘System der Zwecke’ (Kant) zu verbinden, ist die Ausgangshypothese wieder aufgegriffen, die besagen will, dass das, was uns den Zugang zu Humboldts Werk vermittelt, wesentlich – oder: zumindest auch – auf erkenntnisphilosophisch-methodologischem Gebiet liegt. Und inte-

ressanterweise führt H. B. in seinem „Kommentar“ zur Neuausgabe des *Kosmos* selbst eine Vielzahl von Hinweisen oder Belegen für diese Ansicht auf (siehe Bd. VII/2, S. 341 ff.).

Erübrigt sich damit die Antwort auf die Anfrage, die H. B. an die Leser des *Kosmos* der Studienausgabe stellt, nämlich ob sie es wünschten, die fehlenden Bände 3-5 noch folgen zu lassen, wenn man berücksichtigt, dass schon die Bände 1 und 2 (erschieden als Bd. VII/1 und VII/2 der Studienausgabe) Humboldts wissenschaftliche Methodologie bzw. ‘Philosophie’ zur Genüge erkennen lassen? Teilt uns Humboldt darüber denn nicht schon alles in den ersten beiden Bänden des *Kosmos* mit, über die er in der „Einleitung“ zum dritten Band schreibt, er habe in ihnen „die Natur [...] darzustellen versucht zuerst in der reinen Objektivität äußerer Erscheinung, dann in dem Reflex eines durch die Sinne empfangenen Bildes auf das Innere des Menschen, auf seinen Ideenkreis und seine Gefühle“ (Bd. 3, 1850, S. 3; orthographisch modernisiert)?

Noch provokativer gefragt (ohne dass dies gleich auf eine Antwort hinauslaufen muss): Was sonst könnte ein Grund für eine eventuelle (Neu-)Ausgabe der Bände 3-5 seines Alterswerks sein? Allerdings, um das (nicht nur Humboldts Schriften betreffende) Problem, um das es hierbei geht, nicht zu simplifizieren: Es geht keinesfalls nur um die Frage, was an dem von Humboldt in den Bänden 3-5 des *Kosmos* verarbeiteten und angehäuften Detailwissen heute noch als zutreffend oder überhaupt als haltbar erscheint, weil es sich nämlich bei dieser Frage zu keiner Zeit – auch nicht in Hinblick auf Humboldts Arbeiten – um die vorherrschende oder gar alleinige handelt, welche das Interesse an Wissenschaft und die Beschäftigung mit ihr auszeichnet, und weil, um die oben ausgesprochene Mutmaßung zu wiederholen, auch die Bände 1 und 2 der *editio princeps* (oder einer der nachfolgenden Ausgaben) wohl kaum jemand allein wegen des darin enthaltenen empirischen Materials in die Hände nimmt. Darin unterscheiden sich die Bände 1-2 und 3-5 nicht grundsätzlich. Zwar kennzeichnet das Charakteristische des ‘Werkes seines Lebens’, wie er in einem vielzitierten Brief an Carl August Varnhagen v. Ense 1834 schreibt (zit. auch in Bd. VII/2, S. 351), die Absicht, der ‘tolle Einfall’, „die ganze materielle Welt, alles, was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume und des Erdenlebens, von den Nebelsternen bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen wissen, alles in *einem* Werk darzustellen [...]“; aber diese Programmatik allein würde wohl kaum eine umfassende(re) Ausgabe des *Kosmos*, dessen Titel ja für ‘Himmel *und* Erde’ stehen sollte, rechtfertigen oder sogar erzwingen. In Hinblick auf das empirische Material des Gesamt-*Kosmos* taugt es im Übrigen auch nicht so recht, nur auf die Randständigkeit oder gar auf die Überholtheit der *astronomischen* Ausführungen Hs. hinzuweisen und die neuen Erkenntnisse im „Erdenleben“ bis hin zur „Geographie der Moose auf den Granitfelsen“ dabei nicht mit einzubeziehen. Was aber dann – wenn nicht ihre Erkenntnisphilosophie und die damit verbundene ‘Weltanschauung’ Humboldts, die ja einen ‘maßgebenden’ Grund für die Edition schon der ersten beiden Bänden des *Kosmos* abgeben – spräche für eine Neuauflage der Folgebände 3-5, zu denen freilich die Fußnoten-Anmerkungen des Herausgebers vermutlich recht umfänglich ausfallen würden, die Kommentare in einem entsprechenden Anhang

wohl nicht weniger?

Vielleicht gibt es ja diesbezüglich noch andere als die angeführten Argumente, die dafür bzw. dagegen sprechen könnten, eine (Wieder-)Veröffentlichung der noch fehlenden Bände des *Kosmos* in Betracht zu ziehen ...

Anmerkungen

- 1 Humboldt, Alexander von: Studienausgabe. Sieben Bände [in 10 Büchern]. Hg., eingel. u. komm. v. Hanno Beck. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1989-1997. – Bd. I: Schriften zur Geographie der Pflanzen (1989); Bd. II (3 Teilbände): Die Forschungsreise in den Tropen Amerikas (1997); Bd. III: Cuba-Werk (1992); Bd. IV: Mexiko-Werk. Politische Ideen zu Mexiko – Mexikanische Landeskunde (1991); Bd. V: Ansichten der Natur (1987); Bd. VI: Schriften zur Physikalischen Geographie (1989); Bd. VII (2 Teilbände): Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung (1993) – Zitierte Aussage in Bd. VII/2, S. 342 und S. 397. – Im Folgenden werden die Bände der Humboldt-Studienausgabe in römischen Ziffern, diejenigen der *Kosmos*-Originalausgabe in arabischen Ziffern angeführt.
- 2 Vgl. etwa nur: Haus der Kulturen der Welt / Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland / Goethe-Institut (Hg.): Alexander von Humboldt. Netzwerke des Wissens. Berlin / Bonn / München 1999. – Krätz, Otto: Alexander von Humboldt. Wissenschaftler – Weltbürger – Revolutionär. München 1997.
- 3 *Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent* [Grande Édition in 34 Bänden, Paris 1805-1834; Petit Édition in 30 Bänden, Paris 1805-1839], geplante EDV-Ausgabe unter dem Titel „Humboldt, Alexander von: Voyage de Humboldt et Bonpland.“ (34 Bände auf CD-ROM. Berlin 1999 ff.; siehe Haus der Kulturen [etc.], S. 222). Ggf. müsste also weiterhin auf das recht schwer zugängliche Original oder auf eine der (nahezu unerschwinglichen) Faksimile-Nachdrucke [Hildesheim 1970-71 oder Amsterdam und New York 1970-73] zurückgegriffen werden.
- 4 Aus einem Verlagsprospekt zu Bd. VII der Studienausgabe.
- 5 Humboldt, Alexander von: Kosmos für die Gegenwart bearbeitet von Hanno Beck. Stuttgart: Brockhaus 1978 (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Geographie und der Reisen; Bd. 12 – Forschungsunternehmen der Humboldt-Gesellschaft; Nr. 20). – Die Antiquariatspreise liegen bei durchschnittlich ca. 15,- Euro; von einem Erwerb dieser *Kosmos*-Ausgabe anstelle der Edition 1993 ist aber aus noch aufzuführenden Gründen abzuraten.
- 6 Bekanntlich verschmähnt Humboldt fast durchweg Kommata vor (erweiterten) Infinitivsätzen, was das Original zwar in die Nähe der jüngsten deutschen Rechtschreibregeln bringt, nicht jedoch die Nachlässigkeiten in der Ausgabe von 1978 aufheben kann.

- 7 Belege für diese Angaben werden in der INTERNET-Version dieses Artikels in der *Geographischen Revue* aufgeführt werden.
- 8 Ich kann übrigens in der mir vorliegenden 4-bändigen Ausgabe von 1869, Bernhard v. Cottas „Jubiläums-Ausgabe“, nicht die Preisgabe gleicher Seitenzählung mit dem Original (von 1845-1862) entdecken, worauf H. B. hinweist (siehe Bd. VII/2, S. 361).
- 9 Siehe Bd. VII/2, S. 344 f., S. 357 ff., S. 397 sowie speziell S. 355.
- 10 Vgl. dazu etwa nur Noack 1976, Meyer-Abich 1986 oder Waschkies 1990. – H. B. selbst verweist u.a. auf Kant (Bd. VII/2, S. 405).
- 11 Und H. B. fügt weiter hinzu: „Diejenigen, die aus seinem Werk eine Philosophie ableiten wollen, sollten es möglichst bald tun, damit sich endlich darüber diskutieren läßt und das Stadium bloßer Behauptungen verlassen werden kann.“ (Ibid., Anm. 2)
- 12 ‘Teleologisch’ ist diese Zweckmäßigkeit nicht mehr im aristotelischen Verständnis eines objektiven, metaphysischen Prinzips, sondern im kantischen Verständnis eines begrifflichen, transzendentalen Prinzips, dem die Objekte der Erkenntnis durch die Urteilskraft a priori unterstellt werden.
- 13 Dass solcherart ‘(Natur-)Ganzes’ auch bei Humboldt – und nicht bloß bei Kant – im Grunde nicht etwas objekthaft Vorgegebenes, sondern ein begriffliches Prinzip kennzeichnet, geht in der späteren Geographie (die meint, sich in ihren ‘Ganzheits’-Vorstellungen dabei auf Humboldts berufen zu dürfen; vgl. dazu auch Hard 1969) bis auf wenige Ausnahmen weitgehend verloren, ja die Geographie fällt mit ihren ‘Landschafts’-Begriffen wiederum in eine vorkantische bzw. vorhumboldtische Metaphysik eines Realobjekts ‘Landschaft’ zurück.
- 14 Dies scheint mir im Übrigen auch der Weg zu sein, auf dem derzeit die anregendsten Beiträge über Humboldts Wissenschaftsverständnis bzw. zu seiner ethisch fundierten Weltanschauung zu finden und zu erwarten sind. (Vgl. dazu eine ganze Reihe von Beiträgen auf den INTERNET-Seiten der *Internationalen Zeitschrift für Humboldt-Studien* HiN [Humboldt im Netz] unter „www.uni-potsdam.de“ oder „www.bbaw.de“, sowie einige der sonstigen Publikationen der „Alexander-von-Humboldt-Forschung“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, oder auch Waschkies 1990, insb. S. 181 ff.)

Literatur

- Hard, Gerhard (1969): „Kosmos“ und „Landschaft“. Kosmologische und landschaftsphysiognomische Denkmotive bei Alexander von Humboldt und in der geographischen Humboldt-Auslegung des 20. Jahrhunderts. In: Heinrich Pfeiffer (Hg.): *Alexander von Humboldt. Werk und Weltgeltung*. München. S. 133-177.
- Honnefelder, Gottfried (1985): Warum Klassiker? In: Gottfried Honnefelder (Hg.): *Warum Klassiker? Ein Almanach zur Eröffnungsedition der Bibliothek deutscher*

- Klassiker. Frankfurt a. M. S. V-XI.
- Meyer-Abich, Adolf (1969): Nachwort. In: Alexander von Humboldt: Ansichten der Natur. Hg. von Adolf Meyer-Abich. Stuttgart (Reclam Universal-Bibliothek; 2948/49). S. 147-168.
- Ders. (1986): Alexander von Humboldts Philosophie der Natur, geistesgeschichtlich interpretiert und in ihrer Bedeutung für die heutige Naturwissenschaft dargestellt. In: Hans Hartmann u.a.: Die Brüder Humboldt heute. Mannheim (Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.; 2). S. 165-217.
- Noack, Hermann (1976): Naturgemälde und Naturerkenntnis. Alexander von Humboldts „Kosmos“ in problemgeschichtlicher Rückschau. In: Klaus Hammacher (Hg.): Universalismus und Wissenschaft im Werk und Wirken der Brüder Humboldt. Frankfurt a. M. (Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts; 31). S. 46-70.
- Waschkies, Hans-Joachim (1990): Alexander von Humboldts aufklärerisches Weltbild. In: Uta Lindgren (Hg.): Alexander von Humboldt. Weltbild und Wirkung auf die Wissenschaften. Köln und Wien. S. 169-186.

Bernd Belina ■

Harveys Postmodernisierung des Marxismus: Zwischen den Stühlen

Justice, Nature
& the Geography
of Difference



David Harvey

In der anglophonen Geographie und ihren Nachbarwissenschaften hat David Harveys Nachfolgewerk (*David Harvey: Justice, Nature & the Geography of Difference*. Oxford und Cambridge, MA 1996. 468 S.) zu seinem Bestseller *The Condition of Postmodernity* (1989) für umfangreiche Diskussionen gesorgt. So wurde seiner Besprechung eine komplette Ausgabe von *Antipode* (1/1998) sowie Diskussionsforen in den *Annals of the Association of American Geographers* (4/1998) und in *Gender, Place and Culture* (4/1997) gewidmet. In deutscher Sprache ist mir, sieben Jahre nach dem Erscheinen des Buches, nur eine einzige Besprechung bekannt, die zudem in einer nicht-geographischen Zeitschrift erschienen ist (Riedmann 1999).

Diesen beiden Tatsachen, der umfangreichen Diskussion in der anglophonen Welt und der spärlichen Rezeption in deutscher Sprache und Geographie, soll in diesem Besprechungsbeitrag Rechnung getragen werden, indem zunächst das Buch vorgestellt (I.) und anschließend auf einige der Kritiken und Diskussionspunkte in den englischsprachigen Debatten eingegangen wird (II.). Schließlich (III.) wird Harveys Vorliebe für 'social justice' einer Kritik unterzogen.

I.

Justice, Nature & the Geography of Difference (JNGD) besteht aus vier Teilen: „Orientations“, „The Nature of Environment“, „Space, Time, and Place“ und „Justice, Difference, and Politics“. Die Vielfalt der allein in den Überschriften angesprochenen Themen mag bereits andeuten, was nicht nur zahlreiche Rezensentinnen und Rezensenten feststellen¹, sondern Harvey auch selbst in einem Interview in der *New Left Review* eingesteht: „Es ist wohl das am wenigsten kohärente Buch, das ich jemals geschrieben habe“² (Harvey 2000: 90). Diese mangelnde Kohärenz des Buches äußert sich inhaltlich in einer immensen Bandbreite von behandelten Themen und zitierten Autoren und stilistisch in einem steten Wechsel der Abstraktionsebenen von (amüsant geschriebenen) Anekdoten bis hin zu sehr abstrakten Ausführungen etwa zu Fragen von Dialektik, Diskurs oder Ontologie. Diese abwechslungsreiche Form – zusammen mit der angenehmen Schreibweise – steigert einer-

seits das Lesevergnügen, macht aber andererseits eine knappe Zusammenfassung des Inhalts unmöglich. In diesem Abschnitt werden deshalb nur ausgewählte Themenkomplexe und Gedankengänge vorgestellt, die dann auch nur angerissen werden können, obwohl jeder für sich eine genauere Analyse (und Kritik) verdient hätte.

Teil I („Orientations“) beginnt mit einem Kapitel über das Konzept des „Militant Particularism“ von Raymond Williams, der damit „den einmaligen und außergewöhnlichen Charakter der Selbstorganisation der Arbeiterklasse“ bezeichnet, der es ermögliche, „partikuläre Kämpfe zu einem allgemeinem Kampf zu verbinden“ (R. Williams, zitiert nach

dialektische Tradition

Harvey, 32). Klassenkampf sei, ausgehend von den lokalen Lebens- und damit Kampfbedingungen, eine „affirmative Erfahrung von Solidaritäten an einem bestimmten Ort“, die „zu einem Arbeitsmodell einer neuen Gesellschaftsform generalisiert und universalisiert“ (32) werden können³. Um die Untersuchung dieser lokalen Lebens- und Kampfbedingungen zu ermöglichen, ist Harveys Vorhaben im folgenden die Ausarbeitung eines „materialistischen Analyserahmens“, wobei es gelte, „Raum, Ort und Umwelt in Theorien sozialen Prozesses“⁴ (45) zu integrieren. Dazu folgt zunächst ein Kapitel zur Dialektik, in dem es nicht um Hegel und nur wenig um Marx geht, sondern um die „dialektische Tradition als Ganze“ (48), wobei insbesondere die Arbeiten von Naturwissenschaftlern und Ökologen herangezogen werden. Als erstes von insgesamt elf Prinzipien der Dialektik betont Harvey das „ontologische Prinzip“ (49): „Elemente, Dinge, Strukturen und Systeme existieren nicht außerhalb oder vor den Prozessen, Vorgängen und Relationen, die sie schaffen, aufrechterhalten und unterminieren“ (ebd.). Die Welt ist demnach konstituiert aus „internen Relationen“, die sich immer im Fluss befinden, innerhalb derer es aber möglich und nötig ist, „Permanenzen“ auszumachen. Diese sind zwar relativ stabil, dabei aber „konstituiert, aufrechterhalten und schließlich in Vorgänge aufgelöst“ (73) und wie alle Entitäten „relational in Beziehung zu anderen definiert“ (ebd.). Weitere Kapitel des ersten Teils setzen sich auseinander mit „Dialectics of Discourse“ und „Historical Agency and the Loci of Social Change“, in denen er versucht, Elemente der jüngeren Debatten aus dem Bereich von postmoderner, postkolonialer und poststrukturalistischer Theorie in seinen Entwurf eines „historical-geographical materialism“ zu integrieren.

Teil II („The Nature of Environment“) beginnt mit Überlegungen zum aufklärerischen Ideal der Naturbeherrschung, das häufig als Kernproblem heutiger Umweltprobleme ausgemacht wird. Doch statt im Sinne dieser Schuldzuweisung ‘die Aufklärung’ oder ‘die Moderne’ für Atomstrom und schmutzige Badeseen verantwortlich zu machen, untersucht Harvey, wie der aufkommende Kapitalismus die materielle Basis für das Naturbeherrschungsideal und die damit legitimierte rücksichtslose Benutzung der Natur wurde. Denn „es war die Zirkulation des Kapitals, die die Umwelt zu dem gemacht hat, was sie ist“ (131). Mit der Malthusianischen Tradition und ihrer Annahme natürlicher Grenzen des Wachstums kritisiert Harvey eine prominente Ideologie dieses durchgesetzten Verhältnis-

ses zur Natur, die auch in 'ökologischen' Kreisen Urstände feiert⁵. Im Kapitel über „Valuing Nature“ wird u. a. in dieser Richtung weiter argumentiert gegen Varianten der *deep ecology*, in der die Natur selbst Wertvorstellungen für ein ökologisch gutes Leben vorgibt. Stattdessen gelte es, den Zusammenhang von Gesellschaft und Natur als Prozess gemeinsamer Evolution zu begreifen, denn „menschliche Aktivitäten können nicht getrennt von Ökosystemen betrachtet werden“ (186). Dazu macht sich Harvey auf die Suche nach einem „dialektischen und relationalen Programm, um die Dialektik des sozio-ökologischen Wandels durchdenken zu können“ (190), das auf den Elementen „Konkurrenz“, „Adaption“, „Kooperation“ und „Transformation“ (ebd.) aufbaut.

In Teil III führt Harvey unter dem Titel „Space, Time, and Place“ sein bereits in *Social Justice and the City* (1973) begonnenes Projekt fort, eine materialistische Theorie des Raums als eines gesellschaftlichen Produkts zu erarbeiten (vgl. auch Harvey 1989, 1990). In Rückgriff auf das „relationale Weltbild“ aus Teil I werden Raum, Zeit und Ort als soziale Konstruktionen diskutiert, die als Ergebnis der „materiellen Prozesse der gesellschaftlichen Reproduktion“ (231) zeitweise Objektivität erlangen, die sich aber bei Änderung dieser materiellen Grundlage anpassen müssen: „Objektive, aber dabei gesellschaftliche Konzeptionen von Raum und Zeit müssen sich verändern, um sich neuen materiellen Praktiken der gesellschaftlichen Reproduktion und neuen Wegen der Wertzuweisung anzupassen“ (222). Bezogen auf die heutige Situation formuliert Harvey die These, dass die „Heterogenität der Raum-Zeitlichkeiten“ (234) den verschiedenen *Funktionen* des Geldes entspringe, die aber durch die Einheitlichkeit der *Geldform* „in ein einziges System“ (238) eingebaut würden⁶. Geld „als eine Relation“ (288) ist für Harvey auch der Schlüssel zum Verständnis der derzeit beliebten Themen wie 'Körper' oder 'Identitäten', denn „Geld, Raum-Zeitlichkeit, Werte und der Körper sind innerhalb der allgemeinen Dynamik der Kapitalzirkulation unentwirrbar verwoben“ (ebd.).

In Teil IV schließlich wendet sich Harvey unter dem Titel „Justice, Difference, and Politics“ direkt Fragen von Politik und Gerechtigkeit zu, die auch zuvor bereits immer mitdiskutiert wurden. Ein großer Teil der Debatten um *JNGD* hat sich um die hier vertretenen Positionen entfacht, weshalb sie weiter unten vertieft werden.

postmoderner Tod der Gerechtigkeit

Hier sei zunächst nur erwähnt, dass Harvey den Kern progressiver Politik nach wie vor in „raw class politics“ (338) sieht, wobei er Klasse verstanden wissen will als „*Position oder Positionierung in Beziehung zu Prozessen der Kapitalakkumulation*“ (359). Gegen den relativistischen „postmodernen Tod der Gerechtigkeit“ (341) versucht er für die Möglichkeit universalistischer Normen zu argumentieren, die einen Leitfaden für Politik abgeben sollen. Nach einer Auseinandersetzung mit dem *environmental justice movement* schließt *JNGD* mit einem Kapitel über „Possible Urban Worlds“. Hier versucht Harvey dem Buch eine Art weiterführende Zusammenfassung zu geben, indem er zehn beliebte Mythen aus Wissenschaft und Politik aufzählt, vor denen es sich zu hüten gelte.

Diese Kurzvorstellung einiger Themen und Argumente aus *JNGD* mag angedeutet haben, dass Harvey sich den Herausforderungen der postmodernen etc. Kritik am Marxismus stellt, indem er diese zu berücksichtigen und in seinen Ansatz zu integrieren versucht. So fehlen weder die Modethemen der 1990er Jahre wie Identität, Positionierung und Differenz noch eigene terminologische Anpassungen (etwa die Rede von 'konstruiert' an Stelle von 'produziert'). Nun scheint sich Harvey mit dieser Strategie zwischen alle Stühle zu setzen: Auf der einen Seite sieht er sich gegenüber Marxisten zunehmend in der Position, „die Bereicherungen, die durch die postmodernen und kulturalistischen Wenden erreicht wurden“ (Harvey 1998b, 727), zu verteidigen⁷, andererseits scheinen die postmodernen etc. Kritiker des Marxismus wenig Wert auf sein theoretisches Entgegenkommen zu legen. In den beiden folgenden Abschnitten wird auf beide dieser 'Stühle' eingegangen: Zunächst werden einige der Kritiken an *JNGD* aus den englischsprachigen Debatten analysiert, abschließend Harveys Insistieren auf der Wichtigkeit von 'Gerechtigkeit' mit den Ausführungen von Marx und Engels zu diesem Thema konfrontiert.

II.

Die in der Diskussion um *JNGD* mit Abstand am häufigsten vorgebrachte Kritik lässt sich in dem Vorwurf zusammenfassen, Harvey verbleibe „fest in der westlichen Denktradition“ (Jones 1999, 542) und „scheitere daran, befriedigend auf die 'post'-Kritiken an seiner Position zu antworten“ (ebd., 531). Denn diese 'post'-Kritiken, so Jones, zeigen, dass Konzepte kontextuell und offen zu gestalten und nicht wie bei Harvey „als gegeben“ (ebd., 539) hinzunehmen und v. a. nicht als binäre Gegensätze zu konstruieren seien. Dass Jones dabei selbst Konzepte benutzt, denen er eine sehr restriktive (also gar nicht offene) Bedeutung zumisst – nämlich genau das Gegenteil⁸ dessen, was er von 'moderner Philosophie' und Marxismus verstanden zu haben glaubt –, ist ein typisches Beispiel für einen der grundlegenden Fehler dieser ganzen Denkrichtung: Die Ablehnung von Dichotomien bedeutet das Aufmachen eine Dichotomie (zwischen Dichotomie / Nicht-Dichotomie), das Bestreiten der Möglichkeit wahrer Aussagen kommt als wahre Aussage daher, an die Stelle jeglicher Metatheorie tritt der Pluralismus theoretischer Ansätze als Metatheorie (Becker 1996, 108), undogmatisch zu sein wird zum Dogma etc. Dass diese (und andere) Behauptungen selbstwidersprüchlich sind, wird vermutlich deshalb nicht als Argument gegen sie wahrgenommen, da es hier sowieso nicht um Argumente zu gehen scheint, sondern um normative Standpunkte: Aussagen *sollen* eben einfach nicht dichotom, wahr, metatheoretisch oder dogmatisch sein *dürfen* (Eagleton 1997, 38). Ein weiteres Beispiel hierfür liefert Linda McDowell, wenn sie behauptet, „dass in [der Annahme von] Universalität kein Nutzen mehr steckt“ (McDowell 1998, 5). Wenn das nicht eine universalistische Aussage ist, dann weiß ich nicht, wie eine aussehen soll. Sie ernst zu nehmen hieße, sie selbst als nutzlos (da universell) zu betrachten.

Insbesondere schießen sich Harveys Kritiker auf seine Interpretation eines Falles ein, mit dem der Teil IV von *JNGD* eröffnet wird: Am 3. September 1991 brannte in Hamlet

(North Carolina) eine Hühnerfabrik von Imperial Foods ab. Weil viele der Notausgänge verschlossen waren, kamen dabei 25 der rund 200 Arbeiter ums Leben (davon 18 weiblich und 12 schwarz), 56 weitere wurden schwer verletzt. Nach einer Skizzierung der miserablen Arbeitsbedingungen und Löhne in Hamlet beklagt Harvey das „allgemeine Fehlen jeglicher politischer Reaktion“ (337) seitens der Linken nach diesem Vorfall. Den Grund hierfür sieht er z. T. in der „Fragmentierung ‘progressiver’ Politik durch das Aufgreifen spezieller Themen und das Aufkommen der sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen, die sich auf Geschlecht, Rasse, Ethnizität, Ökologie, Sexualität, Multikulturalismus, die Gemeinde u. ä. konzentrieren“ (341). Später geht er noch weiter: „Die bloße Verfolgung von Identitätspolitik als eines Ziels an sich kann dazu beitragen, die Prozesse, die überhaupt erst zum Aufkommen dieser Identitäten geführt haben, zu perpetuieren anstatt sie herauszufordern“ (364).

Der Vorwurf der Kritiker lautet dann folgerichtig: „Was [für Harvey] in der letztendlichen Analyse zählt, ist die Klasse und nur die Klasse“ (Featherstone 1998, 23). Für seine Kritiker ist das eine unerhörte Analyse. Denn die „überproportionale Anzahl von Todesfällen unter Frauen und Afro-Amerikanern erfordert zusätzliche Wege der Erklärung“ (Braun 1998, 716), weil „Herrschafts- und Unterdrückungsprozesse, die auf ethnischen und geschlechtsbezogenen Identitäten und Geographien basieren, [in Hamlet] nicht peripher gewesen seien“ (ebd.). Harveys Vergehen besteht darin, „von ‘Klasse’ zu denken, dass sie andere Achsen sozialer Differenzierung transzendiere“ (Young 1998, 39) bzw. in „der Reduzierung aller Differenzen, die nicht auf Klasse basieren“ (Bringham 1998, 367). Nun ist es aber so, dass die Existenz

kapitalistischer Unternehmen
(wie dem in Hamlet) die Einteilung der Menschen in solche

Klassenpolitik der ausbeuterischen Art

mit Produktionsmitteln und solche, die nur ihre Arbeitskraft haben, voraussetzt und nicht die (ideologische) Einteilung in Geschlechter oder Rassen. Anders formuliert: Der Zweck kapitalistischer Produktion ist der Profit und nicht die Unterdrückung von Frauen oder von Menschen, die keine weiße Hautfarbe haben. Wenn also in Betrieben wie dem in Hamlet überproportional viele Frauen und Afro-Amerikaner arbeiten, dann liegt das nicht daran, dass sie Frauen bzw. Afro-Amerikaner sind (was als Erklärung ein Essentialismus erster Güte wäre), sondern daran, dass sie für niedrigen Lohn und unter schlechten Bedingungen zu arbeiten gezwungen sind. Und wo, als Folge des Zwecks ‘Profit’, die Produktion so billig gestaltet wird, wie es nur irgend geht, da wird eben auch an der Arbeitssicherheit gespart. Es war also sehr wohl „rohe Klassenpolitik der ausbeuterischen Art, die zu einer Situation führte, in der ein Unfall (ein Brand) derart fatale Folgen haben konnte“ (338).

Nur am Rande sei die konsequent esoterische Fortführung dieser Kritik an Harveys Ansatz erwähnt. So wird ihm sein „Widerstand, die Spiritualität Anderer anzuerkennen und sich mit ihr auseinanderzusetzen“ (Pulido 1998, 720) angekreidet und vorgeworfen, seine Ausführungen seien „entschieden rational und verkopft“ (Demeritt 1998, 286).

Harveys Kritikerinnen und Kritiker geht also seine Annäherung an modische Theorieströmungen nicht weit genug. Dass genau das Gegenteil der Fall ist, dass sich also Harvey in *JNGD* von zentralen Erkenntnissen des Marxismus weit entfernt, soll abschließend an seinem Faible für „social justice“ illustriert werden.

III.

Gerechtigkeit ist für Harvey kein neues Thema: Es beschäftigt ihn seit *Social Justice and the City* (1973) und wird in *JNGD* wiederaufgenommen. Diese Beschäftigung, so Harvey, sei zum einen notwendig, denn „keine Gesellschaft kommt ohne ein funktionierendes und funktionsfähiges Konzept von Gerechtigkeit aus“ (333), und zum anderen auch politisch wichtig, denn Gerechtigkeit sei „ein starker Mobilisierungsdiskurs für politische Aktivität“ (332) – eine Ansicht, die mit Ausnahme des Interviewers bzw. der Interviewerin der *New Left Review* (Harvey 2000: 91-93) alle Kommentatorinnen und Kommentatoren von *JNGD* zu teilen scheinen.

Was diese Einschätzung für sein wissenschaftliches Vorgehen bedeutet, führt Harvey in der Einleitung von *JNGD* aus. Dort beklagt er sich zunächst über den Mangel an „fundamentalen Glaubenssätzen“ in der politischen Linken, um dann fortzufahren, dass für ihn „gerechte Produktion von gerechter geographischer Differenz“ (5) das entscheidende Problem überhaupt sei. Aus dieser normativen Setzung leitet Harvey die Notwendigkeit ab, die Analyse von Raum, Zeit und Umwelt auf einem theoretisch abgesicherten Ideal von Gerechtigkeit aufzubauen, das in den produzierten materiellen Unterschieden wurzelt – ein Vorhaben, das sich als roter Faden durch das gesamte Buch zieht. Weil Harvey außerdem der Ansicht ist, dass „eine Trennung von Fakten und Werten unmöglich zu erreichen“ (10) sei (wobei er folgerichtig die moralische und die ökonomische Kategorie gleichen Namens [Wert/value] durcheinander wirft), changiert er notwendig zwischen Analyse und Bewertung und verfolgt diese immer vor dem Hintergrund jener, was m. E. auch der Grund für die in I. angesprochene Unübersichtlichkeit des Buches ist.

Dass Harvey die Gerechtigkeit so hoch hält, ist irritierend. Schließlich hatten Marx und Engels nur Spott und Kritik übrig sowohl für zeitgenössische Varianten des Gerechtigkeitsidealismus (z. B. bei Lassalle oder Proudhon) als auch für den Begriff selbst⁹. Das könnte nun reichlich egal sein, würde sich Harvey nicht explizit in der Tradition von Marx und Engels sehen. Weil dem aber so ist, sei hier kurz zum einen auf den Stellenwert von Gerechtigkeit im historischen Materialismus und zum anderen auf den Inhalt von Gerechtigkeit eingegangen.

Der historische Materialismus, dem es ja „in letzter Instanz“ (MEW 37, 463) um „Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens“ (ebd.) geht, hat für die Gerechtigkeit keine besonders einflussreiche Rolle vorgesehen. Harvey (331) zitiert sogar Engels' Kritik der Gerechtigkeit in *Zur Wohnungsfrage* (1873), wo es heißt: „Gerechtigkeit ist immer nur der ideologisierte, verhimmelte Ausdruck der bestehenden ökonomischen Verhältnisse“

(MEW 18, 277). Diese „Verhimmelung“ geschieht nicht unmittelbar. Verbunden sind ökonomische Verhältnisse und die Idee der Gerechtigkeit durch das Recht, mit dem der Staat den Umgang der Akteure miteinander regelt, im ökonomischen wie im sonstigen Leben. Gerechtigkeit wird so „der abstrakteste Ausdruck des Rechts selbst“ (ebd.), d. h. die vom Staat gesetzten Regelungen verwandeln sich in etwas scheinbar gott- oder naturgegebenes. Wie z. B. Göçmen (1999) zeigt, gehört deshalb die Gerechtigkeit (wie auch die Moral) für Marx und Engels in den Bereich der Ideologie. Sie ist also mitnichten die (normative) Basis, aus der das geltende Recht und die ökonomischen Verhältnisse abgeleitet sind. Diese idealistische Vorstellung gilt es vielmehr vom Kopf auf die Füße zu stellen, um zu verstehen, dass ‘Gerechtigkeit’ nur die moralische Überhöhung des Rechtes ist, das wiederum nur soviel gilt, wie die (Staats-)Gewalt, die ihm zu seiner Durchsetzung verhilft.

Wenn nun Gerechtigkeit die moralische Überhöhung des Rechts ist, so lohnt es sich, zum Verständnis von Gerechtigkeit das Recht näher anzusehen. Das Recht, so Marx in der *Kritik des Gothaer Programms* (1875), „kann seiner Natur nach nur in Anwendung von gleichem Maßstab bestehen; aber die ungleichen Individuen (...) sind nur an gleichem Maßstab messbar, soweit man sie unter einem gleichen Gesichtspunkt bringt, sie nur von einer bestimmten Seite fasst“ (MEW 19, 21). Unter dem Maßstab des Rechts wird also eine Abstraktion von den konkret vorliegenden Verhältnissen vollzogen, die alle Unterschiede verschwinden lässt. Wenn also vor dem Recht alle gleich sind – Offizier und Soldat, Vermieter und Mieter, Kapitalist und Arbeiter, Mann und Frau – dann ist gerade von ihrem jeweils sehr ungleichen Verhältnis zueinander abgesehen. Oder, wie es Anatole France ausdrückte, das Gesetz verbietet in seiner majestätische Gleichheit tatsächlich sowohl den Reichen wie auch den Armen, unter Brücken zu schlafen, in den Straßen zu betteln, und Brot zu stehlen. In der Absehung von den konkreten Unterschieden liegt die Leistung der Abstraktion ‘Recht’ und mit ihr der ‘Gerechtigkeit’. Sich daraus einen „starken Mobilisierungsdiskurs für politische Aktivität“ (332) basteln zu wollen, sitzt der Gerechtigkeits-Ideologie also gerade auf. Dabei sind in sozialen Kämpfen die Ziele doch jeweils ganz klar, ob es nun um mehr Lohn geht, um Widerstand gegen sexuelle Gewalt oder gegen staatliche Repression. Sich dann auf die Abstraktionen von Recht und Gerechtigkeit zu berufen, sieht von diesen konkreten Zielen gerade ab. Konkret heißt das z. B.: Wenn im Sinne der Gerechtigkeit in den neuen Bundesländern die ‘Anpassung der Löhne an Westniveau’ gefordert wird, ist damit natürlich nichts anderes als ‘mehr Geld’ gemeint (eine Forderung, die völlig ohne ‘Gerechtigkeit’ auskommt) – verstanden werden kann es aber auch als ‘weniger Geld für Wessis’, denn auch dann wäre den hehren Grundsatz vom ‘gleichem Lohn für gleiche Arbeit’ Genüge getan.

JNGD ist also, um diesen Besprechungsaufsatz wie eine ordentliche Rezension zu beenden, ein anspruchsvolles, dafür sehr gut lesbares, z. T. amüsantes und immer zum Widerspruch anregendes Buch, das auch in der deutschsprachigen Geographie wesentlich mehr Aufmerksamkeit verdient hätte als ihm bislang zuteil wurde.

Literatur

- Altvater, Elmar 1998: Besprechung von Justice, Nature and the Geography of Difference. In: Historical Materialism 2. S. 225-235.
- Becker, Jörg 1996: Geographie in der Postmoderne? Zur Kritik postmodernen Denkens in Stadtforschung und Geographie. Potsdam (= Potsdamer Geographische Forschungen. Band 12).
- Braun, Bruce 1998: A Politics of Possibility Without the Possibility of Politics? Thoughts on Harvey's Troubles with Difference. In: Annals of the Association of American Geographers 4. S. 712-719.
- Bringham, Ann 1998: What Difference does Difference Make? In: Gender, Place and Culture 3. S. 365-367.
- Demeritt, David 1998: Besprechung von Justice, Nature and the Geography of Difference. In: Transactions of the Institute of British Geographers 1. S. 284-286.
- Eagleton, Terry 1997: Die Illusionen der Postmoderne. Stuttgart und Weimar.
- Featherstone, Dave 1998: Some Versions of Militant Particularism: A Review Article of David Harvey's Justice, Nature and the Geography of Difference. In: Antipode 1. S. 19-25.
- Göçmen, Dogan 1999: Marx und die Kritik der Moral- und der Gerechtigkeitstheorien. In: Z – Zeitschrift Marxistische Erneuerung 40. S. 67-80.
- Harvey, David 2000: Reinventing Geography. Interview. In: New Left Review 4. S. 75-97.
- Harvey, David 1998a: The Geography of Class Power. In: Panitch, Leo und Colin Leys (Hg.): The Communist Manifesto Now (= Socialist Register). Rendlesham. S. 49-74.
- Harvey, David 1998b: The Humboldt Connection. In: Annals of the Association of American Geographers 4. S. 723-730.
- Harvey, David 1990: Between Space and Time: Reflections on the Geographical Imagination. In: Annals of the Association of American Geographers 3. S. 418-434.
- Harvey, David 1989: The Condition of Postmodernity. Oxford.
- Harvey, David 1973: Social Justice and the City. London.
- Jones, Andrew 1999: Dialectics and difference: against Harvey's dialectical 'post-marxism'. In: Progress in Human Geography 4. S. 529-555.
- Marx, Karl und Friedrich Engels 1969 ff.: Werke (= MEW). Berlin.
- Merrifield, Andy und Eric Swyngedouw 1997: Introduction. In: Dies. (Hg.): The Urbanization of Injustice. London.
- McDowell, Linda 1998: Some Academic and Political Implications of Justice, Nature and the Geography of Difference. In: Antipode 1. S. 3-5.
- Pulido, Laura 1998: The Sacredness of „Mother Earth“: Spirituality, Activism, and Social Justice. In: Annals of the Association of American Geographers 4. S. 719-723.
- Riedmann, Erwin 1999: Besprechung von Justice, Nature and the Geography of Difference. In: Das Argument 230. S. 444-447.

Young, Iris Marion 1998: Harvey's Complaint with Race and Gender Struggles: a Critical Response. In: Antipode 1. S. 36-42.

Anmerkungen

- 1 „The book does not work as a whole“ (McDowell 1998, 3)
- 2 Alle Übersetzungen der Zitate B. B.
- 3 Damit wird die knappe Formulierung von Marx und Engels aus dem *Manifest der Kommunistischen Partei* (1848) aufgenommen, wo es heißt, dass es „bloß der Verbindung [bedürfe], um die vielen Lokalkämpfe von überall gleichem Charakter (...) zu zentralisieren“ (MEW 4, 471; vgl. auch Harvey 1998a).
- 4 „My ambition in the chapters that follow, is to provide such a materialist framework for analysis and thereby integrate space, place, and environment into theories of social process“. (45)
- 5 Vgl. etwa Altvaters Rede von den „absolute historical limits of the capitalist mode of production“ (1998, 229).
- 6 Zu Geldform und Funktionen des Geldes vgl. das Kapitel „Das Geld oder die Warenzirkulation“ im ersten Band des Kapitals (MEW 23, 109-160).
- 7 Dass diese Verteidigung angesichts der nur seltenen (öffentlichen) marxistischen Kritik an Harvey nicht häufig vonnöten ist, scheint mir v.a. drei Gründe zu haben: 1. gibt es nicht mehr allzu viele VertreterInnen dieses Ansatzes, 2. haben diese möglicherweise zu viel Respekt vor Harveys Werk der letzten 30 Jahre und 3. scheint es strategisch nicht sinnvoll, einen der prominentesten Vertreten der eigenen Richtung, die sich in den 1990er Jahren sowieso schon in der Defensive sah, öffentlich zu kritisieren.
- 8 „Bei aller Rede von Differenz, Pluralität und Heterogenität operiert die postmoderne Theorie mit ganz rigiden binären Oppositionen, wobei ‘Differenz’, ‘Pluralität’ und verwandte Begriffe brav auf der einen Seite des theoretischen Zauns als eindeutig positiv aufgereiht werden und die potentiellen Antithesen (Einheit, Identität, Totalität, Universalität) als Negativa auf der anderen Seite rangieren.“ (Eagleton 1997, 34 f.)
- 9 Ein besonders infames Beispiel dafür, diesen Umstand nicht nur zu ignorieren, sondern einfach das Gegenteil zu behaupten, liefern Andy Merrifield und Eric Swynedouw (1997, 1): Sie zitieren zwei Stellen von Engels (MEW 18, 274) bzw. Marx/Engels (MEW 4, 480), in denen Standpunkte von GerechtigkeitsidealistInnen dargestellt werden, so, als wären die Loblieder auf die Gerechtigkeit die Überzeugung von Marx und Engels selbst – und das, obwohl Marx und Engels diese Standpunkte in beiden Texten anschließend in Grund und Boden kritisieren.

Wolfram Jäckel ■

Institutionen für die Armen. Die Weltentwicklungsberichte 2002 und 2003

Armutsminderung ist die übergeordnete Orientierungsgröße heutiger Entwicklungszusammenarbeit. Der Weltentwicklungsbericht 2000/2001 der Weltbank bietet eine grundlegende Diskussion zu diesem Thema. Ich habe diesen Bericht in der Geographischen Revue (1/2002) ausführlich besprochen. In Ergänzung dieser Besprechung sollen hier kurz die beiden Nachfolgeberichte von 2002 und 2003 vorgestellt werden, da sie das Thema in wesentlichen Aspekten vertiefen (was im übrigen auch für den in Vorbereitung befindlichen Bericht für 2004 gilt: *Making Services Work for Poor People*, vgl. <http://econ.worldbank.org/wdr/wdr2004>).

In beiden Berichten steht die *Bildung von Institutionen* im Mittelpunkt. Im WDR 2002 (World Development Report 2002; ich beziehe mich auf die englischsprachigen Versionen der Berichte) wird dabei eine vergleichsweise enge, dem konventionellen Kernparadigma der Weltbank („durch mehr Markt Armut besiegen“) folgende Perspektive eingenommen. Wie der Untertitel *Building Institutions for Markets* andeutet, geht es um Institutionen, die Armen einen verbesserten Zugang zu Märkten, zu Ressourcen, zu höherem Einkommen ermöglichen. Im Vergleich zu dieser relativ engen thematischen Fokussierung werden im WDR 2003 (Untertitel: *Sustainable Development in a Dynamic World: Transforming Institutions, Growth, and Quality of Life*), gerade rechtzeitig zum Weltgipfel in Johannesburg im August/September 2002 erschienen, Institutionen unter einer thematisch breiteren und zeitlich langfristigen, nämlich 50-jährigen Perspektive untersucht, wobei nun häufig gerade das Versagen von Märkten als Steuerungsmechanismen festgestellt wird (was den *Economist* vom 24. August 2002 zu der Frage veranlasst: „Is the World Bank turning Marxist?“).

Doch zunächst zum WDR 2002. Hier wird ein Rahmen skizziert, der sich an den Ansatz der *Institutional Economics* anlehnt. Dabei stehen die Begriffe „Transaktionskosten“ und „Eigentumsrechte“ im Mittelpunkt. Eingebettet in eine Armutsminderungsstrategie werden die Senkung von Transaktionskosten und die „Erreichbarkeit“ (*accessibility*) von Institutionen durch arme Bevölkerungsschichten zum entwicklungspolitischen Leitkriterium der Verbesserung von „Institutionen für den Markt“, die, so der Ansatz des Berichts, auf den Gebieten der Informationsbeschaffung (über Güter, Marktbedingungen, Marktteilnehmer usw.), der Eigentumsrechte sowie der Marktkonkurrenz zu erfolgen habe.

Sachlich erstreckt sich die Untersuchung auf drei große Bereiche: Privatwirtschaftliche Unternehmen – angefangen beim Kleinbauern, für den Institutionen des Landrechts, des Technologietransfers sowie ländliche Finanzsysteme von Bedeutung sind, bis hin zur modernen Firma und deren Organisationsformen und Kontrollstrukturen –, staatliche Institutionen – die politische (Staatshaushalt, Handelsregulierungen, Dezentralisierung, zivilgesellschaftliche Partizipation), juristische und marktwirtschaftliche Rahmenbedingungen (Marktzugangsregulierung, Eigentumsrechte, Marktöffnung etc.), aber auch das Vorhalten von Großinfrastruktur durch den Staat (z. B. Trinkwasserversorgung, Telekommunikation, Elektrizität) betreffen – und gesellschaftliche Institutionen (Normen und Netzwerke) einschließlich des Bereichs der Massenmedien.

Historisch sind Institutionen, die für Arme erreichbar sind, häufig zunächst informeller Natur. Hierzu wird jedoch zu Recht angemerkt, dass diese keinesfalls einen intrinsisch egalitären Charakter aufweisen, vielmehr zeichnen sie sich häufig dadurch aus, dass ganze Gruppen (z. B. Dorf- oder Sprachgemeinschaft, Nationalität, Glaubensgruppe usw.) vom Zugang zu Ressourcen (z. B. Märkten, Nutzungsrechten usw.) ausgeschlossen werden. Letztlich seien es deshalb formale Institutionen der modernen Zivilgesellschaft, auf die sich armutsorientierte Institutionenbildung konzentrieren müsse mit dem Ziel, für Arme die Chancen und Effizienz der Teilnahme an Märkten zu verbessern. Pragmatische Gesichtspunkte spielen bei der Frage der Erreichbarkeit von Institutionen für Arme eine große Rolle. In diesem Sinne müsse etwa ein formales Rechtssystem nicht nur nach der Qualität des gesprochenen Rechts, sondern auch unter Kosten- und Leistungsgesichtspunkten (z. B. Länge und Kosten der Verfahren) bewertet werden, denn beides beeinflusse, ob Arme überhaupt in den Genuss formaler Rechtssprechung kommen können.

Um erfolgreich zu sein, müsse bei der Institutionenbildung das Netz komplementärer Institutionen (*complementary institutions*) berücksichtigt werden, denn hieraus ergäbe sich, was funktionieren kann und was nicht. Vervollständigen dessen, was vorhanden ist (*complementing what exists*), heißt deshalb die primäre, im Bericht immer wieder betonte Devise. Man kann sich ja leicht eine Situation vorstellen, in der die Formalisierung des Landrechts nicht der beste Weg wäre, Armen den Zugang zu Land zu sichern, nämlich dann nicht, wenn z. B. wegen fehlender oder nur verzerrt funktionierender Komplementärinstitutionen (z. B. amtliches Kataster, unabhängige Rechtssprechung) die Feststellung und Durchsetzung individueller Rechtsansprüche für Arme erschwert oder unmöglich, für wohlhabende Schichten aber erreichbar ist.

Mit anderen Worten, marktorientierte Institutionenbildung wird nicht als ein Blaupausenverfahren verstanden, sondern als ein auf historischen und lokalen Gegebenheiten aufbauender Prozess, in dem u.a. Prinzipien wie Verfahrensvereinfachung (*simplification*), schrittweises, an der Nachfrage nach Institutionen und den Kapazitäten orientiertes Vorgehen (*gradual access*), auch die Unterstützung geeigneter informeller Institutionen, und vor allem das Leitprinzip „Zugänglichkeit für alle“ (*inclusiveness*) ihren Platz haben müssen.

Auch im WDR 2003 geht es um Institutionenbildung, hier allerdings in ihrer Bedeutung für die gesellschaftliche Durchsetzung und langfristige Verankerung von Änderungsprozessen: *Institutions for Sustainable Development*. Angesichts der in den letzten 10 Jahren eher geringen Erfolge einer auf Nachhaltigkeit abstellenden Entwicklungspolitik und der Probleme, die für die nächsten 50 Jahre zu erwarten sind (z. B. leben über eine Milliarde Menschen in fragilen Ökosystemen, die urbane Bevölkerung in der Dritten Welt nimmt explosionsartig zu, natürliche Ressourcen wie Süßwasser, Boden, Wald etc. nehmen dagegen kontinuierlich ab), sieht der Bericht lediglich ein knappes und jetzt zu nutzendes Zeitfenster, um mit Aussicht auf Erfolg die langfristig sich anbahnenden und auswirkenden Probleme anzugehen.

Wurde im Weltentwicklungsbericht von 1992 (Thema Umwelt) – u. a. mit Verweis auf die vielfachen Optionen, gesellschaftliche *win-win*-Lösungen zu realisieren, die Wirtschaftswachstum bei gleichzeitig ökologischer Verbesserung garantierten – noch Zuversicht verbreitet, so wird im WDR 2003, auch im häufigen Vergleich mit jenem, damals bemerkenswerten Report, die Sachlage sehr viel nüchterner gesehen (vgl. auch Acharya und Dixon 2002). Illusionen, die allerdings auch damals schon z. T. recht formal und weltfremd anmuteten, sind zerstoßen. Nun wird der für eine kapitalistische Marktwirtschaft sicher nicht untypische Gegensatz zwischen gesellschaftlichem Nutzen und privatem Gewinn als Hemmschuh für die Realisierung von *win-win*-Lösungen anerkannt. Nicht, dass hier eine marxistische Wende vorläge (s. o.), vielmehr wird dieses Problem als Versagen gesellschaftlicher Institutionen interpretiert, und zwar in ihrer Kapazität, die gesellschaftliche Verteilung von Gütern/Ressourcen (*assets*) in einer Weise zu steuern, dass sie für breite Bevölkerungsschichten und Interessengruppen erreichbar sind (*inclusive access of assets*) und dadurch nachhaltige und wirkungsvolle Entwicklungsprozesse ermöglichen.

Dabei wird Nachhaltigkeit (*sustainability*) im Zusammenspiel mit einem breiten *portfolio of assets* gesehen, bestehend aus *human assets*, *natural assets*, *physical* bzw. *financial assets*, *knowledge assets* und *social assets*. Und im Gegensatz zu fundamentalistischen Ökositionen wird zu Recht ein schwacher Nachhaltigkeitsbegriff benutzt, der die Substituierbarkeit der *assets* bei Wahrung langfristiger gesellschaftlicher Wohlfahrtsmaximierung erlaubt (hiernach wäre z. B. die Versiegelung der Landschaft mit einer schönen breiten Straße nicht *per se* ein Akt des nicht-nachhaltigen, kurzsichtigen Wachstums, sondern ließe sich durchaus mit dem Ziel langfristiger Wohlfahrtsmaximierung vereinbaren). Mit dem *portfolio of assets* werden gesellschaftliche Verteilungsfragen in den Vordergrund gerückt (ein Thema, das beileibe nicht nur Entwicklungsökonomien betrifft!). Eingebettet in das Modell eines *policies-institutions-assets loop*, vermitteln Institutionen zwischen der gesellschaftlichen Verteilung von *assets* und politischem Handeln (*policies*): „Policies shape institutions and distribution of assets. Distribution of assets shapes institutions and policies.“ (*ibid.*, Overview, p. 2)

Welche Eigenschaften müssen nun Institutionen aufweisen, um z. B. eine Gesellschaft frühzeitig in die Lage zu versetzen, gesellschaftlich wünschenswerte Lösungen auch gegen

Gruppeninteressen durchzusetzen, kurz, das *portfolio of assets* im gesamtgesellschaftlichen Sinne erfolgreich zu verwalten? Drei Funktionen werden herausgestellt: „*Picking up signals* – sensing and anticipating problems and listening to messages from the social and geographic fringes of society. *Balancing interests* – mobilizing dispersed interests and providing forums in which all parties can express their interests, assess options and strategies, and work out mutually acceptable bargains ... *Executing agreements* – following through on what has been decided.“ (*ibid.*, p. 7) Diese Eigenschaften weise der Markt eben nicht immer in hinreichendem Maße auf. So erkläre das Fehlen von Institutionen mit jenen Eigenschaften z. B. so unterschiedliche Dinge wie den Zusammenbruch der Fischereiwirtschaft Neufundlands, aber auch den des Unternehmens Enron: „Potentially renewable assets – fish in one case, trust in the other – were run down, to the short-run benefit of some but the long-run loss of society.“ (*ibid.*, p. 8) Es bedürfe deshalb eines ganzen Bündels zivilgesellschaftlicher Institutionen, die eine frühe und breite Problemwahrnehmung ermöglichen sowie die Fähigkeit zum Ausgleich von Interessen und die Durchsetzung von Maßnahmen und Regelungen (z. B. von Eigentumsrechten an öffentlichen Gütern) haben. Dafür müsse die Gesellschaft in ihrer ganzen Breite in den Institutionen repräsentiert sein, zu Wort kommen. Nur dann gäben sie eine stabile, aber auch anpassungsfähige Handlungsumgebung ab (*ibid.*, p. 37.).

Was steht der Bildung solcher Institutionen entgegen und wie können diese Hindernisse überwunden werden? Hindernisse seien etwa, dass sich Interessen einer breiten Mehrheit nicht gegenüber kleinen, aber mächtigen Einflussgruppen artikulieren können (*dispersed versus concentrated interests*) und dass eben breite Schichten von politischer, ökonomischer und zivilgesellschaftlicher Partizipation ausgeschlossen sind. Entsprechend benötige Institutionenbildung im hier geforderten Sinne *empowerment through improved access to assets, increased democratization, inclusion and participation* breiter Bevölkerungsschichten (*ibid.*, p. 50ff.).

Dieser konzeptionelle Rahmen, der Armutsminderung und Nachhaltigkeit in ein Marktwirtschaftssystem mit Wachstumsziel einbettet, wird in zwei lesenswerten Kapiteln dargelegt und dann anhand einer Fülle von Beispielen und Sachbereichen im einzelnen ausgeführt. Die Darstellung folgt dabei einer räumlichen Perspektive (*a spatial approach*), wobei jeweils eigene Problembereiche angesprochen werden: Verknappung natürlicher Ressourcen in ländlichen/marginalen Räumen, Probleme der von rapidem Bevölkerungswachstum betroffenen urbanen Räume der Dritten Welt, massive Koordinierungserfordernisse auf nationalstaatlicher Ebene (kohärente Politiken), globale Probleme und Institutionen (z. B. bzgl. Biodiversität und Klimawandel).

Abschließend bleibt festzustellen, dass die Diskussion in beiden Berichten wie gewohnt auf hohem Niveau erfolgt. Die Optionen armutsorientierter Politiken werden geschickt im Rahmen der Instrumente dargelegt, die einer marktwirtschaftlich verfassten (wenn sie es denn ist) und auf Privateigentum basierenden Gesellschaft zur Verfügung stehen. Die Notwendigkeit und Möglichkeit systemkonformen Wandels wird insbesondere im

WDR 2003 vorgeführt. Bleibt nur zu wünschen, dass in 10 Jahren ein erfreulicheres Resümee gezogen werden kann, als der diesmalige Rückblick auf die vergangenen 10 Jahre ergab. Zum Erfolg würde sicher beitragen, wenn die Weltbank als eine internationale Institution der Entwicklungszusammenarbeit mit erheblichem Einflusspotential es besser versteht, ihre theoretischen Erkenntnisse und idealen Zielvorstellungen mit den profanen Dingen der Projektwirklichkeit in Einklang zu bringen und beispielsweise die in den letzten Reports ausgebreiteten Gedanken zur Institutionenbildung in der Praxis umzusetzen.

Literatur

- Acharya, G. und J. Dixon 2002: No One Said it was Going to be Easy! An Analysis of the Recommendations made by the 1992 World Development Report and the Experience in the last Decade. WDR 2002 Background Paper. [[http://econ.worldbank.org/wdr/wdr2003/...](http://econ.worldbank.org/wdr/wdr2003/)]
- Jäckel, W. 2002: Durch Globalisierung und Good Governance Armut bekämpfen. Der Weltentwicklungsbericht 2000/2001. Geographische Revue 1/2002, S. 61-71.
- Weltbank 2001 [WDR 2002]: World Development Report 2002. Building Institutions for Markets. New York: Oxford University Press.
- Weltbank 2002 [WDR 2003]: World Development Report 2003. Sustainable Development in a Dynamic World: Transforming Institutions, Growth, and Quality of Life. New York: Oxford University Press.

Bereichsrezensionen

Wolfgang Aschauer und Petra Dassau ■

Institutsreihen – Überlegungen am Beispiel der „Materialien“ des Instituts für Kulturgeographie, Stadt- und Regionalforschung (KSR) der J.W. Goethe-Universität

Neben Festschriften sind Institutsreihen wohl diejenige Veröffentlichungsform, die von den Anhängern eines formal definierten Qualitätsmanagements besonders argwöhnisch betrachtet werden: kein aus „anerkannten Wissenschaftlern“ gebildetes „editorial board“, kein „peer reviewing“ und was so an weiteren Kriterien aufgefahren wird, um die Adelung zur „anerkannten Publikation“ abzusichern.

Diese Selbstsicherheit, ein formal einwandfreies Verfahren zur wissenschaftlichen Qualitätssicherung gefunden zu haben, ist in letzter Zeit jedoch nicht nur durch zahlreiche Skandale um gefälschte Daten (z. B. in der Medizin) oder bewusst unsinnige Argumente (vgl. die Sokal-Affäre) erschüttert worden. Noch gravierender sind prinzipielle Einwände, die das Begutachtungssystem als ursächlich für retardierende Momente der Wissenschaftsentwicklung ansehen, ist doch der Beteiligung zahlreicher Gutachter, Herausgeber etc. mit ihren jeweils eigenen wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Interessen

eine immanente Tendenz zur Bevorzugung des Status Quo zu eigen (vgl. a. www.bmjpub.com/publicationethics/cope/contents.htm).

Angesichts dieser inzwischen allgemein bekannten und daher hier nur angedeuteten strukturellen Probleme der „anerkannten Publikationen“ stellt sich die Frage, ob und inwieweit die aus dem herkömmlichen Blickwinkel minderwertigen Veröffentlichungsformen eine Alternative bieten können, unterliegen sie doch nicht dem umfassenden Zugriff der „scientific community“, sondern eröffnen durch die geringeren Kontrollmechanismen auch eher unkonventionellen wissenschaftlichen Aktivitäten die Chance einer Publikation. Für Institutsreihen gilt darüber hinaus, dass sie auch die Kooperationsfähigkeiten innerhalb eines Instituts und damit ein immer wichtiger werdendes Element wissenschaftlichen Arbeitens reflektieren können.

Diese Potenziale, die Institutsreihen (und anderen Veröffentlichungsformen) zugeschrieben werden können, bedürfen

selbstverständlich auch ihrer Umsetzung. Ob und inwieweit dies tatsächlich passiert, kann nur durch einen direkten Blick auf konkrete Publikationen festgestellt werden. Daher sollen in Zukunft in loser Folge einzelne Editionen eine genauere Würdigung am Beispiel aktueller Veröffentlichungen erfahren.

Den Anfang macht an dieser Stelle die Schriftenreihe „Materialien“ des Instituts für Kulturgeographie, Stadt- und Regionalforschung (KSR) der J.W. Goethe-Universität Frankfurt a. M. In dieser Reihe werden Ergebnisse von Diplom- oder Staatsexamensarbeiten, Projekten, gutachterlichen Stellungnahmen, Tagungen und Workshops präsentiert, die insbesondere von regionalem Interesse sind und einem anwendungsbezogenen und praxisorientierten Ansatz folgen.

Jens Peter Scheller u. Klaus Wolf (Hg.) (2000): Lokale Agenda 21 in Frankfurt am Main. Ein Evaluationsbericht. Frankfurt (= Materialien/ Institut für Kulturgeographie, Stadt- und Regionalforschung der J.W. Goethe-Universität Frankfurt am Main; 28). 101 S.

Die Veröffentlichung entstand aus einem Projektseminar, das in den Jahren 1998/1999 in Kooperation mit dem Umweltamt der Stadt Frankfurt durchgeführt wurde. In diesem Rahmen wurde ein großer Teil der städtischen Agenda-Akteure in leitfadengestützten Interviews zum allgemeinen Verständnis, zum bisherigen und zum erwartenden Verlauf und zur Struktur

der Lokalen Agenda 21 in Frankfurt befragt und ergänzend quantitative Daten erhoben. Zum Zeitpunkt der Befragung befand sich der Prozess in der Phase der Leitbildentwicklung. Der Band enthält insgesamt elf Einzelbeiträge sowie ein vollständig abgedrucktes Interview mit dem damaligen Frankfurter Umweltdezernenten Tom Koenigs.

Nach einem einführenden Beitrag zu Entstehung und Inhalt des Arbeitsprogramms Agenda 21 sowie dem Stand der Umsetzung des Programms Lokale Agenda 21 in den bundesdeutschen Kommunen werden auf Basis der Interviews Strukturen, Motivationen, Selbstverständnis und Zielsetzungen der befragten Akteure ausgewertet. Weitere Themen sind die Wahrnehmung und

Bewertung der praktizierten Partizipationsformen, des Konsensprinzips als Teil des Agenda-Prozesses und der Gesamtorganisation durch die Akteure sowie deren Sicht in Bezug auf die Zukunft des Frankfurter LA 21-Prozesses. Der letzte Beitrag fasst die Aussagen hinsichtlich ihrer kritischen Aussagen zusammen und entwickelt daraus folgend Vorschläge für eine verbesserte Weiterführung. Als einen Hauptkritikpunkt entwickeln die Autoren – neben einem Ungleichgewicht der drei inhaltlichen „Säulen“ zugunsten des Umweltschutzes sowie der Schwierigkeit von heterogen zusammengesetzten Gruppen unter Bedingungen des Konsensprinzips Entscheidungen zu



treffen, die über oberflächliche Aussagen hinausgehen – die mangelhaften Partizipationsmöglichkeiten unorganisierter Bürger als Hauptgrund für die mangelhaften Perspektiven des LA 21-Prozesses in Frankfurt. Die Autoren empfehlen als perspektivische Weiterentwicklung des Instrumentariums u.a. eine Ausweitung der Öffentlichkeitsarbeit sowie eine Organisation der Arbeitskreise auf Stadtteilebene.

Mathias Schneider: Der deutsche Kongress- und Tagungsmarkt unter besonderer Berücksichtigung des Nachfrage-segments „mittelständische Unternehmer“.
Jochen Würges: Städtenetze als Perspektive der interkommunalen Zusammenarbeit. Darstellung eines neuen raumordnungspolitischen Instruments am Beispiel des Städtenetzes Lahn – Sieg – Dill. Frankfurt a. M. 2000 (=Materialien/ Institut für Kulturgeographie, Stadt- und Regionalforschung der J.W. Goethe-Universität Frankfurt am Main; 29). 203 S.

In diesem Band werden zwei ebenfalls akteursorientierte, am KSR entstandene Diplomarbeiten zusammengefasst. Die Arbeit von Schneider stellt dabei die erste bundesweite Untersuchung des Kongress- und Tagungsmarktes seit 1995 und die erste Untersuchung überhaupt zum Tagungsverhalten mittelständischer Unternehmen dar. Nachdem im ersten Teil der Arbeit eine grundlegende Lagebestimmung des Kongress- und Tagungswesens als Teilbereich des Fremdenverkehrs und die Einordnung in geographische Fragestellungen erfolgt,

wird im darauffolgenden Abschnitt auf der Grundlage von Sekundärmaterialien sowie von 34 Experteninterviews eine Angebots- und Nachfrageanalyse vorgenommen. Im

eigentlichen empirischen Teil der Untersuchung wird eine Grundgesamtheit von 2.000 mittelständischen Unternehmen in zwei Befragungsschritten mit einer Rücklaufquote von insgesamt 7,7 % (148 Fragebö-

gen) zu Tagungsvolumen, Höhe der Budgets, Veranstaltungsgestaltung, Qualität der Anbieter, bevorzugte Städte und Entwicklungsperspektiven schriftlich befragt. Ergänzt wird diese schriftliche Erhebung durch eine telefonische Befragung von 40 Unternehmen.

Als wichtigstes Ergebnis der Untersuchung kann festgehalten werden, dass moderne Trends in der Tagungsnachfrage durch Großunternehmen – wie hoher Erlebnisgehalt, Verknüpfung von sachlichen Informationen mit Freizeitwerten und die Nutzung entsprechender Medien – im Rahmen der Nachfrage durch mittelständische Unternehmen bisher nur gering ausgeprägt sind. Daraus ergibt sich ein bisher weitgehend ungenutztes Marketingpotential für innovative Anbieter auf dem Tagungsmarkt.

Würges' Arbeit zur Perspektive interkommunaler Zusammenarbeit untersucht prozessbegleitend am Beispiel Lahn-Sieg-Dill das neue raumordnerische Instrumentarium der Städtenetze. Nach einer einge-



henden Einführung über Aspekte interkommunaler Zusammenarbeit im allgemeinen und das Konzept der Städtenetze im besonderen wird in den folgenden Kapiteln – auf der Basis der Auswertung von 18 Experteninterviews – eine Analyse der Wirksamkeit dieses Instrumentariums, den Hemmnissen der Zusammenarbeit, potentiellen Weiterentwicklungsmöglichkeiten und die Bedeutung für zukünftige Entwicklungen skizziert. Die hochgesteckten Erwartungen werden für das untersuchte Fallbeispiel allerdings aus Sicht der Akteure nur in geringem Masse erfüllt. Bisher werde das Städtenetz der Anforderung, konfliktreiche Themen zu bearbeiten und gemeinsame Maßnahmen einzuleiten, nicht gerecht und entwickle sich im Vergleich zu anderen Städtenetzen relativ langsam. Schwierigkeiten bereiteten insbesondere die Motivation der Akteure, häufige Veränderungen der Arbeitsgruppenszusammensetzungen, die Konsensbildung, mangelndes Problembewusstsein sowie unterschiedliche Informationsniveaus der Akteure. Für die Weiterentwicklung des Städtenetzes werden daraus folgend zwei wichtige Zielsetzungen formuliert: verstärkte Information über die Chancen der Zusammenarbeit und deren Notwendigkeit und Schaffung von eigenständigen Anreizen, um Motivationen und Engagement zu erhöhen. Eine grundlegende Effektivierung sei jedoch nur durch den Übergang zu geregelteren Kooperationen – mit einer entsprechenden Übertragung von Kompetenzen – zu bewirken.

Klaus Wolf u.a.: Der Langener Waldsee. Struktur und Potential einer regionalen Freizeiteinrichtung. Frankfurt a. M. 2000 (=Materialien/ Institut für Kulturgeographie, Stadt- und Regionalforschung der J.W. Goethe-Universität Frankfurt am Main; 30). 136 S.

Dieser Band ging aus einem in Zusammenarbeit mit dem Umlandverband Frankfurt im SS 1997 durchgeführten Proseminars zur „Geographie der Freizeit“ hervor. Auf der Grundlage standardisierter

Fragebögen wurden insgesamt 617 „Freizeitnutzer“ befragt. Expertengespräche und eine Funktionskartierung des Sees und seiner unmittelbaren Umgebung ergänzten diese Erhebung. Die Untersuchung trifft



Aussagen über die sozio- demographischen und -ökonomischen Merkmale der Nutzer, ihre zeitlichen und räumlichen Nutzungsmuster, das Aktivitätenspektrum und die Nutzung bestimmter Einrichtungen sowie die Bewertung der Freizeiteinrichtung „Langener See“ durch die Nutzer und entwickelt schließlich zusammenfassend Empfehlungen für eine zukünftige Entwicklung dieser Freizeiteinrichtung.

Klaus Wolf u. Christian Langhagen-Rohrbach: Regionale Freizeiteinrichtungen im Rhein-Main-Gebiet. Frankfurt a. M. 2001 (=Materialien/ Institut für Kulturgeographie, Stadt- und Regionalforschung der J.W. Goethe-Universität Frankfurt am Main; 31). 228 S.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der vorhergehend besprochenen Veröffentlichung befasst sich dieser Band in seinem ersten Teil mit einer weiteren Freizeiteinrichtung im Rhein-Main-Gebiet – dem Rodgau-See – seiner Nutzerstruktur und seiner Entwicklungspotenziale. Auch diese Arbeit ist aus verschiedenen Praktika als Auftragsarbeit des Frankfurter Umlandverbandes und der Stadt Rodgau hervorgegangen.

Insgesamt wurden 379 Strandbesucher befragt. Daneben wurde eine Anwohnerbefragung (Flächenstichprobenbefragung, 243 Haushalte verwertbar) durchgeführt; ergänzt wurden die so gewonnenen Informationen durch Expertengespräche. Die Auswertung erfolgte analog zu der Untersuchung des Langener Sees.

Der zweite Teil des Bandes enthält schließlich eine vergleichende Darstellung der beiden oben aufgeführten Untersuchungen sowie einer in ähnlichem Rahmen am KSR durchgeführten Studie aus dem Jahre 1993. Alle drei Badeseen befriedigen in erster Linie die Bedürfnisse der unmittelbar

benachbarten Bevölkerung, von einer regionalen Bedeutung von Badeseen kann also nur bei einem sehr eng gefassten Regionalbegriff gesprochen werden. Bei guter ÖPNV-Anbindung ist die Erreichbarkeit für den Individualverkehr kein Kriterium für den Grad der Nutzung. Festgestellt wurden „originäre Tätigkeiten“ während des Besuchs eines Badesees – wie Schwimmen, Sonnen, Lesen, Ausruhen, mit Freunden/Familie zusammen sein, Spielen und Sport treiben –, denen zunächst in der Grundausstattung der Freizeiteinrichtungen Rechnung getragen werden sollte. In der Zusammenfassung wird eine Aufstellung von Elementen eines Idealumfangs der Ausstattung eines Badesees entwickelt.

Die hier besprochenen Bände der Materialien des KSR lassen folgende Gesamtwürdigung der Schriftenreihe zu:

1. Offensichtlich wird am KSR eine solide Ausbildung in regionalwissenschaftlichen Methoden mit einer Schwerpunktsetzung auf angewandte Themen durchgeführt. Damit weist das KSR auch die Qualifizierung seiner Studierenden für den entsprechenden Arbeitsmarkt nach.

2. Die Auswahl und die Bearbeitung der Themen zeigt eine Orientierung an aktuellen, gesellschaftlich nachgefragten Problemstellungen. Wissenschaft wird hier eindeutig als Beitrag zu politischer Entscheidungsfindung verstanden

3. Das Institut erfüllt nicht zuletzt auch eine Funktion als Dienstleister für den Hochschulstandort; die untersuchten Sachverhalte stammen überwiegend aus dem Rhein-Main-Gebiet und decken (nicht ausschließlich) regional interessante Fragestellungen ab.



Insgesamt handelt es sich bei den Materialien des KSR um einen guten Einblick in die wissenschaftlichen Aktivitäten des Instituts, die einen in sich konsistenten und in der wissenschaftlichen Ausrichtung homogenen Eindruck machen. Zugleich erweisen sich die Publikationen als konsequent eingebettetes Element geographisch-universitärer Lehre und Forschung.

Damit tragen die Materialien zwar in eher geringem Ausmaß zur Weiterentwick-

lung geographischer Wissenschaft (was als wichtiges Desiderat von Veröffentlichungen anzusehen wäre) bei, präsentieren jedoch in überzeugender Weise die wissenschaftliche Produktivität eines kleinen geographischen Instituts. Und das ist mehr, als manchen großen Instituten attestiert werden kann.

Einzelrezensionen

Stefan Krätke (Hg.): Medienstadt. Urbane Cluster und globale Zentren der Kulturproduktion. Opladen 2002. 267 S.

Die Entwicklung in Richtung einer „Informationsgesellschaft“ wird in der raum- und wirtschaftswissenschaftlichen Diskussion u. a. mit der Entstehung eines eigenständigen, „neuen“ ökonomischen Sektors assoziiert. Dieser neue Sektor dockt zugleich an traditionellen Wirtschaftszweigen an: insbesondere den Medien (Presse, Rundfunk, Film und Fernsehen) und den kulturellen Institutionen wie beispielsweise der Kunst, der Musik oder den Museen und ihrer marktförmigen Vermittlung. Diese Bereiche vermischen sich mit denen der neuen Medien und der Werbewirtschaft im Bild einer „Kulturindustrie“ neuen Typs. Sie wird in der vorliegenden Abhandlung von Krätke auch als eine der *Leit-Industrien* des 21. Jahrhunderts (Hervorh. im Original) bezeichnet: indem sie die Inhalte („content“) liefert, die dann mit Hilfe der neuen Technologien verbreitet, ausgetauscht und kommerziell vertrieben werden.

Die Überformung der traditionellen Medienlandschaft mit neuen Technologie- und Wertschöpfungssektoren ist durch zwei Merkmale gekennzeichnet. Zum einen geht sie einher mit der Herausbildung eines neuen kulturellen Leitmilieus – vorwiegend bestehend aus coolen jungen Leuten, tätig eben in alten und neuen Medien, bei Werbeagenturen, in Film-, Musik- und

Kunstproduktion, aber auch bei Webdesignern, Softwarehäusern, IT-Dienstleistern etc. Diese spezifischen Lifestyle-Gruppen, die im Kontext der New Economy schon Gegenstand regelrechter Mythenbildung waren, unterscheiden sich von tradierten Arbeitsmilieus auch in Dienstleistungsberufen recht deutlich (Meschnig, Stühr 2001; Thrift 2000). Zweitens wird die These vertreten, dass mit der Entstehung der neuen Medien und Kulturproduzenten auch spezifische Raumannsprüche verbunden seien. Diese würden sich idealtypisch in Technologiezentren, in High-Tech Business Parks oder ähnlichen Standorten niederschlagen, wie etwa im Silicon Valley in Kalifornien oder entlang der Route 128 um Boston/Massachusetts, wo zahlreiche der Unternehmen der Soft- und Hardwareentwicklung und -fertigung ansässig sind. Diese These galt aber auch in besonderer Weise für die sogenannten kreativen „Districts“ großer Städte. Unter ihnen gelten etwa Los Angeles, San Francisco und New York City (insbes. Manhattan) in den USA bzw. Paris, London oder München und Berlin für Europa als prototypisch. Solcherart urbane Affinitäten der kreativen Milieus wurden mittlerweile in einer größeren Zahl von Fallstudien nachgewiesen, ganz gleich ob es sich um traditionelle Sektoren wie das Verlagswesen oder aber die Internet-„content production“ handelt (vgl. Zook 2000).

In der Bewertung und Erklärung dieser Prozesse werden verschiedene Diskus-

sionsstränge zusammen geführt: zum einen der Kontext neuer Technologien und die damit verbundene Weiterentwicklung des tertiären Sektors, zum anderen regionalwissenschaftliche bzw. wirtschaftsgeographische Ansätze, die sich mit Agglomeration und Urbanisierung, mit Industriedistrikten und wissensbasierten, kreativen Milieus befassen. Schließlich werden die analysierten Entwicklungen auch in den Zusammenhang der Globalisierung und der Herausbildung von Global Cities gestellt, die als dominante Netzknoten der neuen Ökonomie gesehen werden. Stefan Krätke bezieht sich in seiner Monographie zur „Medienstadt“ auf diese theoretischen Hintergrundfiguren, und eine der Leistungen dieser Schrift ist es sicherlich, diese grundverschiedenen Facetten zu einem recht kohärenten Gesamtbild zusammen zu fügen.

Das Buch gliedert sich in mehrere Teile. In den ersten drei Kapiteln wird dieser umfassende theoretische Bezugsrahmen aufgearbeitet, was auf eine fundierte und zugleich lesefreundliche Weise geschieht. Kapitel 3 umfasst, gewissermaßen als Abschluss dieses ersten Teils, eine institutionelle Ordnung der Kulturindustrie. Deren verschiedenen Elemente werden nach Wertschöpfungsstruktur, Vermarktungsbedingungen und Arbeitsteilung unterschieden. Dabei werden auch bereits einige zentrale Grundwidersprüche und Konfliktlinien der Kulturindustrie deutlich, etwa zwischen dem Anspruch, individuelle Produkte mit Originalitätsanspruch („Schöpfungen“) massenhaft vermarkten zu wollen, oder die Taylorisierung der einzelnen Formate, die im Ergebnis zu völlig trivialen

Endlosschleifen führen (Rambo I-IV, Big Brother oder Rateshows auf allen Kanälen). Auch die Kannibalisierung der mitunter konkurrierenden Vertriebswege von annähernd identischen Informationen durch die gleichen Akteure (Bsp. Tageszeitungen per print und on-line) gehört hierzu.

Mit Kapitel 4 beginnt der empirische Teil des Buchs. Dieser basiert zum einen auf zwei lokalen Fallstudien zur Filmwirtschaft in Potsdam-Babelsberg und zum kulturökonomischen Komplex (neudeutsch „Cluster“) in der Berliner Innenstadt. Beide Komplexe sind sowohl überregional vernetzt als auch miteinander verbunden und bauen auf verschiedenen historischen Entwicklungspfaden ihres Standortes auf. Die beiden Fallstudien werden ergänzt durch zwei Untersuchungen auf der Ebene des Städtesystems: einer Analyse zur regionalen Verbreitung der Kulturökonomie in Deutschland, deren Schwerpunkte bekanntlich in den Metropolregionen Berlin, München, Hamburg und Köln liegen; einer empirischen Darstellung des Netzwerkes der „World Media Cities“ – also solcher Metropolen unter den Global Cities, die besondere Affinitäten zur Kulturökonomie aufweisen. Dazu gehören hier sowohl die traditionell als World- oder Global City klassifizierten Städte Los Angeles, New York, London, Paris und Tokyo. Anhand des Datenmaterials der „Globalization and World Cities“ Study Group (GaWC) der Loughboro University, England, werden auf unterschiedlich definierten und abgegrenzten Skalenniveaus auch sogenannte Beta- oder Gamma-„World Media Cities“ dargestellt, wie Amsterdam, Budapest, Chicago, Madrid, Prag, Toronto, u.v.a.m. In

Deutschland zählen vor allem die bereits genannten Groß- bzw. Millionenstädte dazu, aber auch Frankfurt/Main, das aufgrund seines starken Besatzes mit unternehmensnahen Dienstleistern der Medienwirtschaft den Status einer Beta-World City zugewiesen bekommt.

Ein abschließendes Kapitel subsumiert den Erkenntnisstand der empirischen (Fall-)Studien und diskutiert die Frage, inwieweit es eine Konvergenz von „Urbanität und Medienszene“ gibt, wobei mit letztgenanntem Begriff vor allem die bereits genannten Lifestyle-Typen bzw. sozialen Milieus im Mediensegment der New Economy gemeint sind. Soweit diese Frage skizzenhaft beantwortbar erscheint, wird sie vom Autor bejaht. Die These von der Konvergenz bündelt sich in der unterstellten Beziehung zwischen dem Prozess der Globalisierung an sich und der Entwicklung der Kulturindustrien, die in aller Regel städtische Industrien bzw. – vielleicht passender – Wertschöpfungsnetze sind.

Das Buch liefert einen guten Überblick über die Elemente und Rahmenbedingungen der Medienwirtschaft und ihre räumliche Ausformung, insbesondere mit Blick

auf Metropolregionen und Städte. Die einzelnen Kapitel sind theoretisch wie empirisch fundiert und werden in einer gut lesbaren Form präsentiert. Dieser vorzügliche Gesamteindruck des Werks lässt es gerade auch für Einführungszwecke etwa in der Lehre geeignet erscheinen. Für vertiefende Interessen eignen sich zudem parallele Aufsatzpublikationen des Autors zum gleichen Thema.

Literatur:

- Meschnig, A., Stuhr, M. 2001: www.revolution.de. Die Kultur der New Economy. Berlin.
- Thrift N. 2000: Performing Cultures in the New Economy. In: *Annals of the Association of American Geographers*, December, vol. 90 (4). S. 674-692.
- Zook, M. A. 2000: The web of production: the economic geography of commercial Internet content production in the United States. In: *Environment and Planning A*, vol. 32. S. 411-426.

Markus Hesse

Jan Wehrheim: Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen 2002 (Stadt, Raum und Gesellschaft, Band 17). 238 S.

Der vorliegende Band dient prinzipiell der Rezeption einschlägiger Literatur zum Thema sozialräumliche Segregation in mo-

dernen Großstädten. Mit der Mehrzahl der besprochenen Autoren geht J. Wehrheim von einer Trendwende im Themenumfeld aus: wo vordem gewissermaßen ‘natürliche’, dem Kapitalismus immanente, Segregationsprozesse im räumlichen Sinne prägend waren, konnte in den vergangenen Jahren zunehmend Formen von ‘künst-

licher' Segregation beobachtet werden. Ausgehend von den Vereinigten Staaten, aber auch von Südafrika und Brasilien, und verbunden mit so prägnanten Ausdrücken wie 'gated community' oder 'Überwachung öffentlicher Räume', reflektieren auch in Deutschland solche neuen Praktiken zunehmend neue sozio-ökonomische Realitäten.

Der Schlüssel zu diesem Wandel liegt laut J. Wehrheim in der „zyklischen Wiederkehr des Themas Unsicherheit in Großstädten“ begründet (13), welche über eine stark immanent geprägte „Logik der Gefährlichkeit“ (38) den legitimatorischen Boden für ausgrenzende Stadtgestaltung oft erst erschließt. Mike Davies' *City of Quartz* und Frank Furedis *Culture of Fear* sind auf jeweils eigene Art Zeitzeugen dieser Entwicklung, wie auch Michael Moores Dokumentarfilm *Bowling for Columbine* zentral auf die Herstellung der Erzeugung gesellschaftlicher Ängste hinweist; deren Konsequenz ist oft eine sozialräumliche Polarisierung über den bekannten Rahmen etwa der Chicagoer Schule hinaus. Das vorliegende Werk arbeitet dabei die Spannbreite dieser Polarisierung treffend heraus und stellt so alltägliche Formen der strukturellen Ausgrenzung (z. B. durch Design oder 'dress codes') in direkte Nachbarschaft zu oft großräumig wirkenden (??) Limitationen (z. B. die Stigmatisierung ganzer Bevölkerungsteile oder die Bestrafung bestimmter Verhaltensformen in bestimmten Räumen). Die zentrale Rolle, die hierbei moderne Überwachungstechnologien spielen, arbeitet der Autor ebenso geschickt heraus wie er darauf bedacht ist, verschiedenerlei Stränge zu einer überzeugenden Gesamtdarstellung zu verbinden.

Interessant ist in diesem Kontext zu beobachten, wie gesellschaftlicher Wandel und sozialwissenschaftlicher Diskurs sich gegenseitig ergänzen und bestärken. 'Die überwachte Stadt' gibt ein gutes Beispiel hierfür in einer ausführlichen Diskussion des sogenannten 'Broken-Window-Ansatzes' im ersten von drei sehr lesenswerten 'Exkursen'. Der schleichende Übergang von wissenschaftlicher Theorie zu sozialpolitischer Realität – hier ansprechend diskutiert anhand der 'Progression' von Konzepten zur 'Zero Tolerance'-Politik des ehemaligen New Yorker Bürgermeisters Rudi Giuliani – dient als Erinnerung an eine oft nur schwer greifbare sozialwissenschaftliche Verantwortung.

Ein nicht kleines Verdienst der vorliegenden Arbeit ist es, den zeit-räumlichen Rahmen des Themenumfelds sozial-räumliche Ausgrenzung weit gefasst zu haben: zumindest im Ansatz wird so der Gegensatz zwischen 'immanenten' und 'gesteuerten' Segregationsprozessen hinterfragt und für die Kritik zugänglich gemacht. Gerade vor dem Hintergrund einer Verschiebung der begleitenden Diskurslandschaft von integrativen Anstrengungen hin zur Rechtfertigung ausgrenzender Strukturen, wie sie gerade im US-amerikanischen Kontext in den letzten zwei Jahrzehnten zu beobachten war, ist diese Kontextualisierung mehr denn je vonnöten.

Nur so und vor dem Hintergrund der fortschreitenden Stigmatisierung ärmerer Bevölkerungsgruppen ist überhaupt verständlich, warum der in den späten 70-er und frühen 80-er Jahren so überaus negativ besetzte Gedanke an 'Überwachung' heutzutage mehrheitlich entweder neutral oder

gar positiv beurteilt wird. Gerade in Großbritannien, wo viele Städte inzwischen eine fast flächendeckende visuelle Erfassung der Innenstadtbereiche durch CCTV (Closed Circuit Television) erreicht haben, ist spätestens seit der massenhaften Verbreitung jener Bilder des entführten (und später ermordeten) zweijährigen James Bulger im Februar 1993 aus einer Shopping Mall in der Nähe von Liverpool, das Medium CCTV nicht mehr aus der kriminologischen Berichterstattung wegzudenken. Ein nicht geringer Verdienst der hier besprochenen Arbeit ist es, über den primär informativen Rahmen hinaus auch über die verhaltensverändernden Konsequenzen dieses Wandels nachzudenken. Als besonders interessanten Aspekt empfand ich hierbei persönlich das Thema der Privatisierung öffentlicher Räume – und hätte hierüber gerne mehr gelesen als die im vorliegenden Text bisweilen sehr legalistisch sich anbietende Diskussion. Die hierbei marginalisierte normative Diskurs, der noch bei Jürgen Habermas aus den interessengesteuerten Verbindungen zwischen privaten und öffentlichen Räumen demokratische Strukturen und Praktiken hat erwachsen lassen, geht solcherart oft verloren, wo ihm denn überhaupt noch Platz eingeräumt wird.

Geschrieben als soziologische Dissertation an der Uni Oldenburg, ist der Text

von einer geographischen Sensibilität durchdrungen, die in eigentlich geographischen Veröffentlichungen so konsequent nicht immer praktiziert wird. Sprachlich kann sich der Band vom Duktus einer Doktorarbeit nicht gänzlich befreien, was jedoch zumindest einer schnellen Orientierung eher nützlich ist. Beeindruckend ist vor allem der Zugriff auf umfangreiches Material aus dem englischsprachigen Raum, welches hier systematisch (und gewinnbringend) mit der deutschen Fachliteratur verbunden wurde. Da Begriffe aus dem hier besprochenen Themenumfeld wie „gated community“, „zero tolerance“ oder auch „Closed Circuit Television CCTV“ auch im deutschsprachigen Raum Fuß gefasst haben, ist die Aufarbeitung der existierenden Literatur in dieser Breite sicherlich nur willkommen zu heißen.

Literatur

- Davis, Mike, 1990: *City of Quartz*, London.
 Furedi, Frank, 2002: *Culture of Fear*, New York.
www.guardian.co.uk/bulger/article/0,2763,889804,00.html

Ulf Strohmayer

Joachim Weber: Kroatien. Regionalentwicklung und Transformationsprozesse. Stuttgart 2002 (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, Band 92). 319 S.

Ziel der Arbeit ist es, den „regionalen Wandel in Kroatien und die Spezifität seiner Transformationsprozesse“ (S. 2) zu erklären. Dieses Ziel soll durch eine phänomenologisch-hermeneutische bzw. hermeneutisch-interpretative Arbeitsweise „in Verbindung mit empirisch-analytisch ermittelten realweltlichen Tatbeständen“ (S. 7) verwirklicht werden. Der Autor stützt sich dabei auf die Auswertung von Literatur, schriftlichen unveröffentlichten Quellen, Statistiken und Expertengesprächen. Das Ziel der Arbeit möchte der Verfasser mit folgenden Schritten umsetzen:

1. Die Regionalentwicklung Kroatiens soll sowohl im historischen Kontext als auch vor dem Hintergrund ihrer Voraussetzungen gesehen werden. Zu diesen Voraussetzungen gehören – so der Autor – in erster Linie die naturräumlichen Einflussgrößen. Diese werden deshalb gleich nach der Einführung in die Arbeit im Abschnitt II behandelt.

2. Im Abschnitt III soll unter der Überschrift „Historisch-geographische Entwicklungsvorgänge“ die Geschichte des Landes dargestellt werden, wobei die sog. persistenten Strukturen ermittelt werden sollen, d. h. die kulturlandschaftlichen Strukturen, die die bewegten Phasen der Geschichte überdauerten bzw. die bis heute Merkmale aus verschiedenen Phasen zeigen.

3. Die Ausführungen im Abschnitt IV betreffen die Republik Kroatien, die im

Zuge des Zerfalls des sozialistischen Jugoslawiens entstanden ist. Dabei werden das Staatsgebiet und seine Grenzen, die territoriale Staatsorganisation sowie aktuelle bevölkerungs- und siedlungsgeographische Entwicklungen berücksichtigt.

4. Gegenstand des Abschnitts V sind die gesellschaftlichen Transformationsprozesse Kroatiens. Ausgehend von einer Auseinandersetzung mit theoretischen Bezügen geographischer Transformationsforschung werden politische und makro-ökonomische Voraussetzungen der Transformation dargestellt, wobei exogene und endogene Probleme für die Transformation besonders beachtet werden. Als ökonomische Fallbeispiele werden zwei hoffnungsvolle Wirtschaftsbranchen behandelt, nämlich der (Ausländer-)Tourismus und der Schiffbau.

5. Der Abschnitt VI geht auf raumstrukturelle Veränderungen ein, die sich im Laufe des Transformationsprozesses abzeichnen: auf die zunehmende Kluft zwischen Stadt und Land; auf industrielle Problemregionen; auf die Frage, ob die westlichen Gebiete wegen der Nachbarschaft zu weit entwickelten marktwirtschaftlichen Staaten Entwicklungsvorteile gegenüber den östlichen Gebieten aufweisen; auf Gebiete, die vom Krieg in den 90er Jahren zerstört wurden. Der Verfasser kommt in diesem Abschnitt zu dem Zwischenergebnis, dass die Transformation Kroatiens eine Transformation *sui generis* sei.

6. Im Abschnitt VII diskutiert der Verfasser Regionalisierungsmöglichkeiten des Landes. Für eine möglichst effiziente Regionalpolitik ist ein bestimmter regionaler Ordnungsrahmen erforderlich. Es müssen

also Regionen geschaffen werden, die auch zu den Voraussetzungen für einen möglichen zukünftigen Beitritt des Landes zur EU gehören. Der Autor stellt drei Varianten von Regionalisierungsmöglichkeiten vor und bringt einen eigenen Vorschlag ein, der eine kulturgeographische Gliederung des Landes darstellt. Nach seiner Auffassung sollte eine sinnvolle Regionalisierung offenbar möglichst homogene Regionen ausgliedern, die „funktional stark geschlossen“ (S. 240) sind.

6. Im Abschnitt VIII geht es um die Frage, wie die verschiedenen Landesteile zu einem funktionierenden Ganzen verknüpft werden können. Eine zentrale Rolle spielt dabei die Verkehrsplanung.

7. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse dieser Abschnitte sowie eine knappe Darstellung der Entwicklungen seit dem Jahr 2000 und ein Ausblick schließen die Arbeit ab.

Zur weiteren Charakterisierung der Arbeit soll auf die folgenden drei Punkte eingegangen werden: 1. auf den theoretischen Anspruch, 2. auf die Ausführungen über die Regionalisierung und 3. auf die Betonung der Besonderheiten des Landes.

Ad 1.: Es ist anzuerkennen, dass der Verfasser eine dezidiert theoriegeleitete Untersuchung anstrebt. Jedoch basieren seine theoretischen Ausführungen zur räumlichen Entwicklung in Transformationsländern auf einer schmalen Literaturbasis, überwiegend nur auf einigen geographischen Abhandlungen. Wichtige Literatur anderer Disziplinen fehlt, etwa zur Debatte über Transformation und Transition. Außerdem ist eine eigene konsistente Position hinsichtlich der Anwendung theoretischer

Herangehensweisen und Erklärungsansätze nicht erkennbar, es sei denn diejenige, die davon ausgeht, dass jeder Ansatz verfolgt werden kann, soweit mit ihm „raumrelevante“ Sachverhalte betrachtet werden können. Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob die wesentlichen empirischen Ausführungen des Autors nicht auch ohne die vorangestellten theoretischen Überlegungen hätten geschrieben werden können. Wofür stehen eigentlich seine theoretischen Überlegungen in der Einleitung? Wozu und wem nützen sie? Darüber hinaus wird der Begriff der Raumrelevanz zu wenig präzisiert im Hinblick auf die Phänomene, um die es in der Arbeit geht. Das allerdings wäre notwendig, weil er im Verlauf der Arbeit immer wieder auftaucht und damit eine zentrale Rolle einnimmt.

Der Vorzug der Arbeit liegt summa summarum nicht in der Theorie, sondern in der Zusammenstellung von Informationen über Kroatien, über den Naturraum, die Geschichte sowie aktuelle ökonomische, politische und soziale Sachverhalte und über Probleme der Regionalentwicklung des Landes. Diese Informationen werden mit zahlreichen Karten, Abbildungen und Tabellen leserfreundlich veranschaulicht. Insgesamt handelt es sich mehr um eine Art von Landeskunde für ein akademisches, insbesondere geographisches, Publikum als um eine theoriegeleitete empirische Fallstudie zur Transformation und Regionalentwicklung. Dabei hätten aber einige Abschnitte etwas kürzer gefasst werden können, vor allem solche, die bereits publiziertes Wissen wiedergeben. Einige andere hätten vertieft werden können, z. B. die Beschäftigung mit den raumstrukturellen Ver-

änderungen in Transformationsländern, die nur auf einer kleinen Auswahl geographischer Literatur beruht. So ist das Blickfeld des Verfassers nicht weit genug, um über andere mögliche Differenzierungen als die bekannten Verschärfungen zwischen Stadt und Land, Agglomerationen und Peripherien, deindustrialisierten Problemräumen und relativen Gunsträumen u. a. nachzudenken. Allerdings lassen die vorhandenen, nur spärlichen statistischen Materialien eine statistische Überprüfung anderer Möglichkeiten wohl kaum zu.

Ad 2.: Bei der Darstellung und Bewertung der drei weitestverbreiteten Regionalisierungsvarianten für Kroatien ist dem Autor anscheinend nicht bewußt, dass es keine Regionalisierung für ein Land gibt, die als die einzig richtige gelten kann. Vielmehr sollen Regionalisierungen bestimmten Zwecken dienen, die sehr unterschiedlich sein können. Diesem Umstand sollte Rechnung getragen werden. Deshalb sollte die Kritik des Verfassers am aktuellen staatlichen Raumplan oder Raumordnungsplan nicht von der Frage ausgehen, ob der Plan in hinreichender Weise kulturgeographischen oder naturräumlichen Gliederungen folgt. Vielmehr müsste der Raumordnungsplan darauf hin betrachtet werden, ob er für das Erreichen der Ziele der Regionalentwicklung geeignet ist oder nicht.

Ad 3.: Der Verfasser stellt oft die Besonderheiten Kroatiens heraus, d. h. z. B.

die besonderen Bedingungen für die Transformationsprozesse und besondere Probleme der Regionalentwicklung. Dieses Vorgehen ist zweifellos richtig. Die Informationen über den Untersuchungsgegenstand werden dadurch besser vermittelt. Es stellt sich aber die Frage, ob nicht jedes post-sozialistische Land viele Besonderheiten aufweist. Oder gibt es Länder, die mehr als andere Besonderheiten aufweisen? Die Nachfolgestaaten des sozialistischen Jugoslawiens könnten dazu gehören, vor allem wegen der besonderen Art des Sozialismus, wegen der inneren Kriege, die das Auseinanderbrechen Jugoslawiens bewirkten, wegen der besonders vielfältigen politischen und kulturellen Einflüsse im Laufe der Geschichte seit dem Zerfall des Imperium Romanum. Was aber in der Arbeit fehlt, das ist eine explizite, übersichtliche Sortierung der allgemeinen und besonderen Sachverhalte von Regionalentwicklung und Transformationsprozessen, die um so mehr erwartet wird, wenn der Verfasser immer wieder auf Besonderheiten hinweist.

Trotz der hier vorgebrachten Einwände hat die Arbeit ihren Stellenwert in der regionalgeographischen Literatur, der zu schätzen ist. Denn die empirischen Teile und die dort enthaltenen Informationen machen das Buch zu einer insgesamt inhaltsreichen und nützlichen Landeskunde über Kroatien.

Wilfried Heller

Günter Meyer u. Andreas Thimm (Hg.): *Ethnische Konflikte in der Dritten Welt: Ursachen und Konsequenzen*. Mainz 2001 (Veröffentlichungen Interdisziplinärer Arbeitskreis Dritte Welt, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Bd. 14). 229 S.

Nach dem Ende des Ost-West-Gegensatzes haben zumindest in der europäischen und nordamerikanischen Wahrnehmung weltweit ethnische Konflikte in einer Weise an Häufigkeit und Dimension zugenommen, daß bereits von einer Bedrohung der „neuen Weltordnung“ gesprochen wird. Gemeint sind meist kriegerische Auseinandersetzungen unterhalb der Ebene des Staates, in die ethnische Gruppen, entweder untereinander oder gegen den Staat, involviert sind. Die in den Medien leicht mystifizierende Rede von den „Warlords“ als den Führern ethnischer Gruppen suggeriert die Verbindung traditionellen Ansehens mit moderner Kriegführung. Allerdings weiß man bislang wenig über Ursachen, Verlauf und Perspektiven solcher Konflikte, erst recht nicht über den Zusammenhang von kolonialer Vergangenheit, Demokratisierung, Ethnokratie und Elitenbildung. Insofern ist der Band über ethnische Konflikte in der Dritten Welt ausgesprochen begrüßenswert.

Der Band faßt einen theoretischen Artikel und acht Fallstudien aus unterschiedlichen Ländern zusammen, wobei stillschweigend, wenn auch mit einiger Berechtigung, Kaukasien zur Dritten Welt gerechnet wird. Als zentrale Ursache ethnischer Konflikte macht S. Schmidt in seinem Theorie-Beitrag im wesentlichen das Scheitern des Nationalstaatskonzeptes nach der

Unabhängigkeit, auch das Scheitern der Modernisierung, aus. Obwohl vor allem außerhalb Afrikas noch ein Mangel an empirischer Forschung zu verzeichnen ist, spricht vieles dafür, daß autoritäre und ethnokratische Herrschaftspraxis im postkolonialen Staat den Kampf um staatliche Ressourcen begünstigt haben. Dabei sind in der Konkurrenzdemokratie die Privilegien des Zuganges zur „gigantischen Milchkuh“, den Staatsressourcen, meist nach der Zugehörigkeit zu ethnischen Gruppen verteilt. Ethnische Konflikte werden offenbar vor allem dann ausgelöst, wenn Minderheiten überproportional benachteiligt werden und sich in ihrer Frustration über die anhaltende soziale und ökonomische Deprivation ethnisch formieren, um sich mit Gewalt Zugang zu staatlichen Ressourcen zu verschaffen. Offenbar fördert ökonomischer Niedergang mit zusätzlicher Verknappung der Ressourcen diesen Vorgang, obwohl in diesem Sinne ein Automatismus gerade im Ländervergleich nicht nachweisbar ist.

In der Regel werden ethnische Konflikte von strategischen Gruppen inszeniert, deren Angehörige nicht selten Universitätsabschlüsse haben und die, ausgeschlossen vom staatlich legitimierten Zugriff auf Ressourcen wie Stellen, Land, selbst Erdöl (z. B. Sudan), über die Mobilisierung ethnisch orientierter Privatarmeen den Staatsapparat zu „kapern“ suchen (R. Rottenburg). Dieser Aspekt der Mobilisierung von Anhängern auf der Grundlage von Ethnizität bleibt in den verschiedenen Fallstudien einigermaßen unscharf. Plausibel scheinen aber die Hinweise, daß vor allem externe Interventionen, so nicht nur US-Bombenangriffe auf vermeintliche islamistische

Stellungen im Nordsudan oder andere Formen internationaler Ausgrenzungen des Sudan, sondern auch humanitäre Hilfeleistungen, die gezielt nicht an staatliche, sondern an ethnische Organisationen gehen, zur Stärkung ethnischer Identität und Kampfbereitschaft beitragen. Auf diesem Hintergrund sind die Folgen amerikanischer und europäischer Intervention in Afghanistan für eine Revitalisierung interethnischer Gegensätze noch gar nicht absehbar.

Im übrigen nehmen vor allem S. Schmidt und am Beispiel des Sudan auch R. Rottenburg die Theorie von der Re-Traditionalisierung durch Globalisierungsprozesse auf. Danach bedrohen Pluralisierung der Lebensstile und globale Konsumkultur kollektive Identität, und auch von der Demokratie gehen Gefühle von Unsicherheit und Angst vor Benachteiligung aus, die offenbar am ehesten mit einer „Politik der Autochthonie“ aufgefangen werden können: in der Ausgrenzung aller Fremden wird das Heil gegen die „Auflösung und Verwischung von Grenzziehungen aller Art“ (R. Rottenburg) gesehen, und letztlich sind aus dieser Perspektive ethnische Säuberungen nicht nur als Mittel gegen bedrohliche Hybridisierungsprozesse, sondern auch als Ausdruck des Wunsches nach authentischer Zugehörigkeit zu sehen. Diese Erklärung klingt zwar plausibel, ist dennoch empirisch kaum unterfüttert. Überhaupt bleibt ungeklärt, unter welchen kulturellen, sozialen, politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen noch am ehesten ethnische Konflikte entstehen bzw. ausgelöst werden.

Im folgenden sollen, da es hier nicht möglich ist, die Einzelbeiträge insgesamt

zu würdigen, einige der wichtigsten Kategorien aus dem auch getrennt lesenswerten Theorie-Artikel von S. Schmidt über die Ursachen ethnischer Konflikte auf ihre Relevanz in den verschiedenen Fallstudien überprüft werden. Tatsächlich werden, durchaus sinnvoll, in letzteren spezifische historische Hintergründe, Auslöser, Akteure, Typus von Ethnizität oder Mobilisierungsstrategien, je nach der Struktur des Falles, akzentuiert. So betont C. Wagner in seiner Analyse ethnischer Konflikte in Sri Lanka gerade die „modernen“ Aspekte der Auseinandersetzungen. Danach haben die Träger ethnischer Ideologien in jenem Land meist westliche Schul- und Bildungsabschlüsse und bedienen sich moderner Argumentationshilfen wie Statistik, Wissenschaft und Geschichtsschreibung. Obwohl als „ethnische Unternehmer“ weiterhin einem lokalen und regionalen Klientel verpflichtet, obwohl auch die Gewalttätigkeit der Konflikte durchaus lokal begrenzt bleibt, wird der Konflikt argumentativ inzwischen global ausgetragen: unter Berufung auf die Charta der UN und das Selbstbestimmungsrecht der Völker, unter Nutzung weltweiter ethnischer Netzwerke, die bis in den US-Congress reichen, unter Einschaltung von Internet und internationaler Nachrichtenagenturen mit dem Ziel einer Beeinflussung internationaler Politik, nicht zuletzt internationaler Entwicklungspolitik.

Ein interessantes Beispiel der Aufnahme moderner Elemente in den ethnischen Konflikt bietet auch die Fallstudie des Neozapatismus in Chiapas/Mexiko (M. Traine). In einer eigentümlichen synkretistischen Verbindung von indigener Tradition mit katholischen Werten, nationalisti-

schen Zielen und kommunistischer Ideologie gelingt offenbar so etwas wie eine politische Ethnisierung der Demokratie und die Schaffung eines kollektiven Bewußtseins sozialer Ungerechtigkeit. Dabei besteht das Moderne gerade im Medium der politischen Inszenierung, auch wenn die dabei eingesetzten Symbole auf traditionelle Ikonographie und Mythen der mexikanischen Geschichte, Zapata, revolutionäre Bauern und „unbesiegbaren Indianer“ zurückgreifen.

Aufschluß- und lehrreich sind im übrigen auch die historischen Belege aus einigen Fallstudien dafür, daß ethnische Gruppen gleichsam ein Produkt der jüngsten Kolonialgeschichte sind. Dies gilt etwa für Rwanda (A.-M. Brandstetter), wo sich noch im 19. Jahrhundert die Tutsi und Hutu lediglich nach emischen Kategorien sozialer Gegensätze, die allerdings durch soziale Mobilität beseitigt werden konnten, unterschieden. Erst die Europäer machten daraus Ethnien, indem sie die Tutsi mit Funktionen in Kolonialverwaltung und Kirche betrauten. Die nach der Unabhängigkeit zunächst von den gebildeten Hutu kritisierten Privilegien der Tutsi waren dann die moralische und ideologische Grundlage für Pogrome an und Vertreibung von Tutsi bis in die 90er Jahre unter Begleitung entsprechender rassistischer Propaganda. Während der angesprochene konstruktive Charakter von Ethnizität in der wissenschaftlichen Literatur inzwischen durchaus geläufig ist, überrascht in der Fallstudie von Rwanda doch, daß das Feindbild von den Tutsi als Sündenbock für politische und ökonomische Fehlentwicklung, trotz keineswegs identischer Rahmenbedingungen, mit ähn-

lich verheerenden Konsequenzen ethnischer Konflikte in das Nachbarland Kongo „exportiert“ wurde.

Der europäische Blick auf Ethnizität wird im übrigen auch in den Beiträgen über den Sudan und Indonesien aufgegriffen. So vermutet R. Rottenburg, daß die alte europäische Wahrnehmung vom Gegensatz zwischen dem „guten Sudanesen“, dem autochthonen, heidnischen „edlen Wilden“ des Südens einerseits und dem islamisch-arabischen Nordsudanesen, dem Eindringling und fremden Händler andererseits, bis heute zum Wesen des ethnischen Konfliktes im Sudan gehört und etwa auch das Selbstbild der Araber als Wahrer der Zivilisation gegen „afrikanische Rückständigkeit“ beeinflusst.

In dem ansonsten eher oberflächlichen Beitrag über Indonesien (S. Schröter) macht die Beobachtung nachdenklich, daß der Land-Konflikt zwischen christlichen Dayaks und muslimischen Maduresen auf Kalimantan von den europäischen Medien verfälschend als ethnischer Konflikt dargestellt wurde, obwohl auf der Seite der Dayaks auch muslimische Malaien beteiligt waren. Diese Form eurozentrischer Ethnisierung von Konflikten in der Dritten Welt entspricht nicht nur der europäischen Lust an vormodernen Lebensformen in anderen Kulturen, sondern folgt latent offenbar auch der bedenklichen Huntington'schen These von kulturellen Gegensätzen als dem Auslöser moderner Konflikte.

Leider vermißt man in den Fallstudien fast durchgehend die Analyse der Bedeutung von gemeinsamem Territorium, das üblicherweise als eines der Kennzeichen von Ethnizität gilt, von S. Schmidt in sei-

ner Begriffsbestimmung aber übergangen wird. Um so mehr bemüht sich J. Stadelbauer in seiner Studie zur „ethnogeographischen Differenzierung“ (das Inhaltsverzeichnis spricht von „ethnographischer Differenzierung“) Kaukasiens um räumliche Aspekte. Der Artikel enthält eine Reihe von Karten, die recht eindrucksvoll die verwirrende Verflechtung von Ethnien, die räumliche Verteilung „politisch-territorialer Konflikte“ und die wichtigsten Flüchtlings- und Umsiedlerströme wiedergeben. Interessant ist, daß ethnische Konflikte in Kaukasien zum großen Teil als Erbe staatlicher Interventionen zu sehen sind. So siedelten etwa die Laken in ehemaligen Siedlungsgebieten der während des Krieges auf Veranlassung der sowjetischen Zentralregierung deportierten Tschetschenen, die ihrerseits nunmehr auf einer Revision alten Unrechts und Wiederansiedlung in ihren alten Territorien bestehen. Das interethnische Konfliktpotential wird zudem durch die Auswirkungen der sowjetischen Agrarkolonisation verstärkt, mit der vielfach (Fern-)Weidegebiete in Ackerland umgewandelt und deren Nutzungsrechte an andere Ethnien vergeben wurden; auch hier wird eine Revision alter Landrechte, gegen den Widerstand der gegenwärtigen Nutzer, eingeklagt. Natürlich kann man sich vorstellen, wie gemeinsames Unrecht elementarer Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses der betroffenen Ethnien ist und nach der politischen Wende zur Stärkung ethnischer Identität beiträgt. Leider aber enthält dieser Beitrag keine Einzelheiten über Aspekte der Mobilisierung von Anhängerschaft entlang ethnischer Linien, die Mythen des alten Landes, über Eliten, deren Strategien

im intra- und interethnischen Diskurs, nicht zuletzt über die Vertretung von ethnischen Ansprüchen gegenüber der Zentralregierung in Moskau, die, im Falle Tschetscheniens besonders evident, bisher aus Gründen von Geopolitik (Erdöl), aber auch aus Angst vor Prestigeverlust, offenbar jede Form von Zugeständnissen ablehnt.

Die Unzulänglichkeiten des Bandes sind eher konzeptioneller Natur. Offenbar war man sich bei der Zusammenstellung des Bandes über das Konzept ethnischer Konflikte, ja von Ethnizität, nicht ganz einig. Jedenfalls ist fraglich, worin etwa im Beitrag von A. Thimm über die peruanschen Anden der ethnische Konflikt besteht: der Verfasser scheint sich da selbst nicht sicher zu sein, zumal er betont, daß „Indio“ nicht als ethnischer, sondern als sozio-ökonomischer Begriff zu verstehen ist und auch die Organisation der Campesinos eine generelle Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen verfolgt, nicht jedoch ethnisch-kulturelle Forderungen erhebt. Ähnlich handelt es sich offenbar im Falle der Kurden im Nordirak (E. Franz) unter dem Druck der Interessen der irakischen Zentralregierung wie jener der angrenzenden Staaten eher um einen intraethnischen Konflikt denn um einen solchen zwischen Kurden und Staat (bzw. angrenzenden Staaten). Dennoch liest sich dieser Beitrag mit Gewinn, weil er zur Chronologie des erneuten Golfkrieges gehört.

Im übrigen fällt die Zusammenstellung der Fallstudien so heterogen aus, wie man dies bei einem globalen Zugriff erwarten muß. Um so wichtiger wäre ein synoptischer bzw. vergleichender Beitrag gewesen, in dem strukturelle Elemente ethnischer

Konflikte wie Eliten/Akteure, Mobilisierungsstrategien, die Bedeutung ausländischer Intervention (z. B. durch Waffenlieferungen), die Rolle von Religion etc. hätten beleuchtet werden können. So aber sieht sich im Vorwort A. Thimm außerstande, die Fallstudien in griffige Thesen zusammenzufassen, erwartet dennoch, daß detaillierte empirische Einzelfall-Analysen zur Konfliktlösung, „insbesondere durch vermittelnde Intervention von außen“, beitragen könnten. Bleiben also einerseits im Band die empirischen Fallstudien ohne synoptische Reflexion von Gemeinsamkeiten und Differenzen, so muß der eingangs untergebrachte Artikel von S. Schmidt mit Thesen über „Ursachen ethnischer Konflikte in der

Dritten Welt“ ohne Bezug zu den darauf folgenden Einzelfällen auskommen. Allerdings wird dies konzeptionelle Defizit des Bandes durch die anspruchsvolle theoretische Einbettung einiger Einzelfälle, so zu Sri Lanka (C. Wagner), Sudan (R. Rottenburg) und Chiapas (M. Trainee), gleichsam gemildert.

Trotz der kritischen Bemerkungen stellt der Band sicherlich einen lesenswerten empirischen und, obwohl eine „grand theory“ ethnischer Konflikte weiter aussteht, auch theoretischen Beitrag zum Verständnis eines wichtigen aktuellen Problems der Dritten Welt dar.

Ulrich Mai

Detlef Müller-Mahn: Fellachendörfer. Sozialgeographischer Wandel im ländlichen Ägypten. Mit 59 Abbildungen, 31 Fotos und 6 Kartenbeilagen. Stuttgart 2001 (Erdkundliches Wissen, Heft 127).

Diese 1996 abgeschlossene und als Habilitationsschrift an der Freien Universität vorgelegte Arbeit hat an Aktualität nichts eingebüßt. Sozial- und Wirtschaftsgeographen, wie der Autor zeigt und in seinen methodischen Überlegungen eingangs begründet, haben einen Wirklichkeitsbegriff, der sich auf das Konkrete des sozial gestalteten Raums bezieht. Konsequenterweise fragt die Arbeit nicht nur nach dem Prozess

sozialgeographischen Wandels, sondern auch nach den Strategien der Existenzsicherung und Lebensgestaltung, dem Zusammenhang von Raum- und Sinnstrukturen und nach den Folgen sozialen Handelns für die Raumgestaltung. Hier wird das Terrain für eine Reihe von nicht nur für den Sozialgeographen wichtigen Fragen abgesteckt, denen sich die Studie stellt. Es folgt ein Überblick über die Geschichte der Entwicklung des ländlichen Raums in Ägypten. Danach werden sieben Dörfer Mittelägyptens und des Deltaraums einer quantitativen Strukturanalyse unterzogen. Die restlichen drei Kapitel widmen sich detaillierten, auf qualitative Analysen sich stützende Dorf-Fallstudien: ein an Wüsten-

land grenzendes „Beduinendorf“ am rechten Nilufer in der Höhe von Bani Mazar (Hammada), ein konventionelles Fellachendorf am rechten, westlichen Ufer wenig nördlich von Minya (Zuhra), ein zur Vorstadt Tantas mutiertes Dorf im Zentraldelta (Sibrbay). Insgesamt ist dies eine durch ihre Detailkenntnis und die Geschlossenheit des Ansatzes bestechende Studie des Siedlungswachstums und des ökonomischen Wandels des ländlichen Ägyptens.

Seit dem 11/9-Ereignis ist die Kluft zwischen metropolitanen und den Armutskulturen der sogenannten Dritten Welt wieder in das Bewusstsein der Weltöffentlichkeit getreten. Unser Blick auf diese Kluft hat sich weiter geschärft. Aus der Sicht der Entwicklungen der 80er und 90er Jahre neigt man dazu die Kontinuität dieser Kluft eindimensional mit den Unterschieden in kultureller Tradition oder mit den Wesens-Gegensätzen von Zeit- und Raum-bezogenen Lebensweisen zu erklären. Der Autor hält sich hier wohlthuend zurück. Es geht ihm nicht um die „local culture“, die im Globalisierungs-Diskurs an Gewicht gewonnen hatte. Raumbestimmtheit als Wesensmerkmal einer besonderen – unserer Zeit- und Funktionsbestimmtheit entgegengesetzten – Lebensweise zu betrachten, wäre eine Differenzierung, die „Raumwissenschaft“ wieder nur in „Armutswissenschaft“ überführen würde. Es ist andererseits aber durchaus bemerkenswert, dass der Raumbezug des Sozialgeographen auf geradezu naturwüchsige Weise vornehmlich auf ländliche oder urbane Armutskulturen geworfen bleibt. Auch bleibt Müller-Mahns theoretische Konzeption, etwa „räumliche(n) Strukturen im konkreten

Forschungsprozess die Funktion von hermeneutischen Hilfsmitteln zum Aufdecken sozialer Zusammenhänge“ (S.16) zu geben, der Vorwurf nicht erspart, hier selbst einer gewissen Naturwüchsigkeit zu folgen. Denn Raum- ist hier ohne höhere Problematisierung Sinn-Bezug, gerade wenn man von einem universell verstandenen, handlungstheoretischen Modell der Korrespondenz von „Zweck“-Rationalität (ökonomisch strategisches Denken) mit „Sinn“-Rationalität (räumlich-soziale Verankerung des Akteurs) ausgeht. „Sinn“ wird so ausschließlich aus den konkreten räumlichen (Nutzungs-)Möglichkeiten des Akteurs gezogen. Die Kategorie des *genius loci* etwa, von ägyptischen Sozialgeographen wie Gamal Hamdan z. B. ins Zentrum einer vierbändigen Arbeit gestellt, könnte als ein durchaus gegenläufiges Modell mitgedacht werden und so manche Kontinuität der Raumgestaltung erklären. Müller-Mahns Sinnbegriff reflektiert jedoch stillschweigend nur die gegebene armutskulturelle Bedingung, nämlich die durch Bevölkerungswachstum verursachte Knappheit des sozialen Raums. Die den Hauptteil der Arbeit bildenden drei Dorfstudien führen die Perspektive der Sozialgeographie auf Individuen und Familien als Akteure hin, die weitgehend nur den zweckgerichteten Bezug zu den räumlichen und sozialen Strukturen des Dorfes und seiner Außenwelt haben. Das Problem bleiben die „immanenten Sinnstrukturen“ und die „eigene Geographie“ dieser Akteure. Denn Sinn wird hier auf „ökonomische Sinnhaftigkeit“ unter dem Gesichtspunkt des „dörflichen Handlungsgefüges“ reduziert (S.24). Gruppen, für das ägyptische Dorf so wichtige Alters-

gruppen, oder überhaupt wechselnde Kollektive, durch deren Kontext, die Treff- und Handlungsorte, hindurch und über sie hinaus sich erst „individuelle Akteure“, aber auch Familien-Strategien und -Konflikte, bilden, bleiben oft nur Gegenstand anekdotischer Betrachtung (vgl. etwa 208 ff.).

Müller-Mahns Sozialgeographie will sich der Ethnologie nähern (vgl. etwa 20 ff.), und verweigert sich nicht der Tatsache, dass räumliche Ordnung gerade auch von kulturellen Mustern geprägt wird. Doch der Aspekt des Gegensatzes von Knappheits- und Kulturfragen wird nicht verfolgt. Gerade in Armutskulturen tritt Knappheitslogik oft in starkem Gegensatz zu Traditions- und kulturellen Ordnungsvorstellungen auf. Der Autor entdeckt im Anschluss an die Arbeiten von Wirth und Nippa in den neuen Bauweisen einen „abgestuften Zwischenbereich“, „in dem sich Privatheit und Öffentlichkeit verbinden“ (156 f.), also eine gegenüber der angenommenen strikten kulturspezifischen Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit sich neu durchsetzende „funktionale Differenzierung“. Man vermisst aber auch hier die Möglichkeit zu nicht-funktionalen Lösungen, die sich im Konflikt und sei es nur als Übergangsstufe aufdrängen: Straßenecken, Treffplätze/Bäume, Cafés etc. Dadurch geht dem Verfasser der Blick für die Obskuritäten der Raumgestaltung im ägyptischen Dorf verloren. Die Gegensätze zwischen kultureller Orientierung und ökonomischer Not können zu höchst irrationalen, obskuren und konfliktreichen Formen der aktuellen Raumgestaltung führen.

Statt dessen bleibt Müller-Mahns Hermeneutik auf eine Morphologie der materi-

ellen, ökonomischen, letztendlich immer rationalen Gestaltung des Raums gerichtet. Dabei sind die symbolischen Produktionen und Orientierungen im Raum aus der „Raumwissenschaft“ verbannt. Man vermisst die Maqams, die Gräber der Lokalheiligen, die Moscheen und Zawiyas, die Cafés und Treffplätze der Männer, die alten Dresch- und neuen Fußball-Plätze. Auch die mit soviel Eindeutigkeit beschriebenen Vor- und Rückbindungen der Netzwerke von Sibrbay-Familien nach Paris (233-37) bleiben Anekdoten der Auflösung „sozialräumlich definierter Einheiten“, der „Urbanisierung ländlicher Lebenswelten“, und der „Entstaatlichung“. Die sozialgeographisch wichtige Frage, nach der Art der „Platz“-Suche, die diese Akteure gerade dann betreiben, wenn sie die funktionalen metropolitanen Räume, in denen sie so erfolgreich operierten, aufgeben und in ein kaum noch funktionales Operationsfeld im sich nur äußerlich urbanisierenden ägyptischen Delta-Dorf zurückkehren, bleibt unbeantwortet. Der in der Theorie-Skizze so vernachlässigte Faktor, dass unmittelbar erfahrbare soziale Anerkennung über das Raumverhalten bestimmt, wird hier deutlich, aber nicht weiter reflektiert und für die Erweiterung der Perspektive nicht nutzbar gemacht: Im fremden Paris kann man offenbar soziale Anerkennung nicht in der gewünschten Form erreichen. So scheint in der praktischen Handlungswelt der Drang nach sozialer Anerkennung weiter zu leben, und entscheidend zur Bildung der „eigenen Geographie“ beizutragen. Man kehrt zurück. Über die Folgen solcher Prozesse für das räumliche und soziale Bewusstsein der Akteure hätte man aber gerne mehr

gewusst. (Eine Frage, die sich hier anschließt ist die folgende: Warum gibt es aus den Dörfern und Städten der Delta-Provinzen, Minufiyya – hier ganze Gruppen aus Batanun und Gharbiyya – Tanta bis in die höheren Gefilde des Marais etwa) einen direkten Weg nach Paris, nicht aber aus der Minya-Region? – Raumgeschichte? Netzwerke? Zufall?).

Konkret geht es Müller-Mahn erstens um Hausgrundrisse und die „darin enthaltenen Einrichtungen“ kartographisch zu dokumentieren, als „Aspekte der materiellen Lebenswelt“ und „räumliche Spuren des Alltagshandelns“ (S. 24 f.). Zweitens um die Kartographie der Dorftypen und drittens in drei empirischen Dorfstudien um sozialgeographischen Wandel vor dem Hintergrund einer „historisch-genetischen Interpretation des heutigen Ortsbildes“ (S.26).

Das Verdienst dieser Studie liegt darin, dass sie uns mit einer Fülle von sehr detaillierten Materialien und Daten zum räumlichen und sozialen Strukturwandel des ägyptischen Dorfes ausstattet. Neben der Kartographie der inneren und äußeren Transformationen des Dorfes werden Familiengeschichten, Lebensverläufe von einzelnen Individuen und Beschreibungen des landwirtschaftlichen Institutionen-Wandels geliefert. Es entsteht so – in der Einschränkung des konkret geographisch angesetzten Blickwinkels – ein sehr anschauliches Bild von wichtigen Momenten der jüngeren Sozialgeographie Mittel- und Niederägyptens. Die morphologischen Einzelstücke eines in der Geschichte des ägyptischen Agrarkapi-

talismus gewachsenen sozial-geographischen Wandels der 1980er und 1990er Jahre werden uns sehr materialhaltig und minutiös vermittelt. Die diesen Prozess überlagernden und auch beherrschenden kulturellen Regime werden ausgeblendet.

Der Autor muss sich fragen lassen, ob die der Materiallage angepasste, morphologisch ausgedeutete, ökonomisch-strategische Verkürzung der Verbindung von Sinn- und Raumfragen, dann doch den Wandlungspotentialen der „Fellachendörfer“ der 80er und 90er Jahre entspricht. Müller-Mahns Blick bleibt an den Morphologien der Landreformen Nassers hängen, deren in Zement gebaute Kooperativen die Dörfer mit dem Neuen bekannt machten. Für diese wichtige Kontinuität hält die Studie den Blick offen. Die Moscheen und Maqams, die in den 80er und 90er Jahren Gegenstand einer neuen politischen Raumästhetik geworden sind, werden zwar akribisch in den Karten verzeichnet, dem Angriff aber, der von dieser „Ästhetik“ auf Müller-Mahns „Sinrrationalität“ des Raums geführt wird, entzieht sich der Verfasser. Er kann dies auch nicht nur mit „Entstaatlichung“ erklären.

Positiv gewendet: Diese Studie zeigt – und auch jenseits der Intentionen des Autors sehr überzeugend – die in den Fellachendörfern herrschenden Kontinuitäten der Logik der Existenzsicherung auf, die durchaus auch einen Angriff auf die Kulturregime der 80er und 90er Jahre führen.

Georg Stauth